

Sonderausstellung 1999

Jagd
in
Bernhardsthal

Wildtiere unserer Heimat

nach Unterlagen von Friedel Stratjel
zusammengestellt und ergänzt von Dieter Friedl, März 2011

Sonderausstellung 1999

Jagd
in
Bernhardsthal

Wildtiere unserer Heimat

nach Unterlagen von Friedel Stratjel
zusammengestellt und ergänzt von Dieter Friedl, März 2011

Inhaltsverzeichnis

Jagd in Bernhardsthal	4
Früh- und Urgeschichte.....	4
Feudalzeit.....	5
1848.....	8
1923 - Statuten der Bernhardsthaler Jagdgesellschaft!	8
1972 - Hubertuskapelle.....	10
Treibjagdergebnisse	10
Jagdgebiet.....	10
Schuss- und Schonzeiten	10
Abschüsse ab 1955.....	12
Mitglieder der Bernhardsthaler Jagdgesellschaft, 1999	13
Wildtiere unserer Heimat oder Was man bei uns so (an)trifft.....	14
Hirsche (Cervidae).....	14
Rothirsche	15
Europäischer Rot- oder Edelhirsch (Cervus elaphus).....	15
Europäischer Damhirsch (Dama dama).....	16
Reh (Capreolus capreolus).....	17
Wildschwein.....	18
Mitteleuropäisches Wildschwein (Sus scrofa scrofa)	18
Europäischer Feldhase (Lupus europeus)	20
Wildkaninchen (Oryctolagus cuniculus).....	21
Biber (Castor fiber)	22
Bisamratte (Ondatra zibethica)	23
Rotfuchs (Vulpes vulpes).....	24
Marderhund oder Enok (Nycterotesprocygnides)	25
Dachs (Meles meles)	26
Stein- oder Hausmarder (Martes foina)	27
Baum- oder Edelmarder (Martes martes).....	28
Waldiltis - Ratz (Mustela putorius)	29
Wiesel.....	30
Hermelin oder Großes Wiesel (Mystela erminea).....	30
Mauswiesel (Mystela nivalis)	30
Fischotter (Lutra lutra)	31
Wildkatze (Felis silvestris)	32
Waschbär oder Schupp (Procyon lotor)	33
Rebhühner und Wachteln	34
Rebhuhn (Perdix perdix).....	34
Wachtel (Coturnix coturnix)	35
Fasane	36
Jagd- oder Edelfasan (Phasianus colchicas)	36
Großstrappe (Otis tarda).....	37
Blässhuhn (Fulica atra)	38
(grünfüßiges) Teichhuhn (Gallinula chloropus)	39
Feldgänse (Anserae).....	40
Graugans (Anser anser)	40

Jagd in Bernhardsthal

Waldschnepfe (<i>Scolopax rusticola</i>).....	41
Schnepfen (<i>Scolopacidae</i>)	42
Bekassine oder Sumpfschnepfe (<i>Capella gallinago</i>	42
Seeadler (<i>Haliaetus albicilla</i>)	43
Grau- oder Fischreiher (<i>Ardea cinerea</i>).....	44
Schleiereule (<i>Tyto alba</i>)	45

[Der Bernhardsthaler, Ausgabe 4, Mai 1999](#)

berichtet über die Sonderausstellung „Jagd in Bernhardsthal“ der Jagdgesellschaft und des Kultur- und Verschönerungsvereins im Otto Berger Heimatmuseum.

[Der Bernhardsthaler, Ausgabe 5, Dezember 1999](#)

Rückblick auf die Sonderausstellung „Jagd in Bernhardsthal“.

Die letzte Änderung / Ergänzung erfolgte am 10. November 2021.

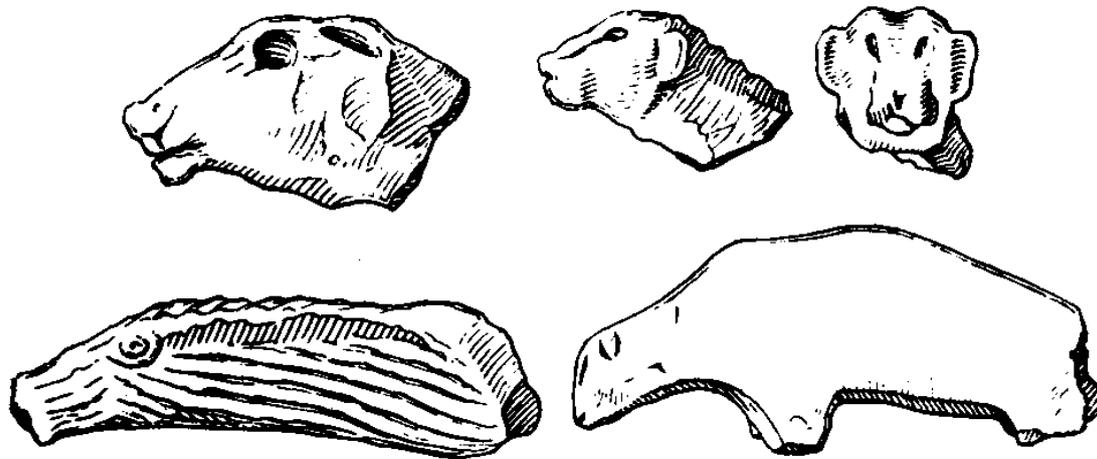
Jagd in Bernhardsthal

Früh- und Urgeschichte

Jagd zur Sicherung der Ernährungsgrundlage kann nicht, wie etwa der Pflanzenbau, mit einem geschichtlichen Beginn versehen werden. Sie gehört schon vor der Menschwerdung zur Nahrungsfindung unserer Vorfahren.

Geschichtlich festmachen lassen sich nur, außer Knochen als Beutereste, bewusste Bilder oder Darstellungen, wie etwa Höhlenmalereien der Urmenschen.

In unserer näheren Umgebung sind sicher die ältesten mit der Jagd verbundenen Darstellungen in den Pollauer Bergen gefunden worden. Die einer Mammutjägergruppe zugeschriebenen Funde weisen das stolze Alter von über 27.000 Jahren auf.



*Keramische Plastik aus der Mammutjägersiedlung in Unter-Wisternitz
(Kopf einer Löwin mit angedeuteten Stichwunden, Kopf eines Bären, Pferdes und Bärenstatuette)*

Im Ortsgebiet selbst könnte man Funde der Jungsteinzeit der Jagd zuordnen. Beim Abdecken der späteren Gemeindegandgrube in den Unfrieden, heute Deponie, kamen **Siedlungsreste und eine „Hundebestattung“** zutage: Die ursprünglich als Goldschakal bestimmten Knochen lagen inmitten einer ovalen Steinsetzung aus sechs doppelfaustgroßen Steinen. Die aufgefundenen Knochen gehören zu drei Arten, es waren das Skelett eines kleinen „Torfhundes“, der Vorderlauf eines größeren Hundes, Teile vom Vorderlauf eines jungen Schweines und Beckenknochen einer Kuh. Die Hundeknochen werden derzeit einer genauen Altersbestimmung unterzogen. Wurden die Hunde als Jagdhunde eingesetzt?

Die nächste Zuordnung von Funden zur Jagd ist eindeutiger. Petra Wolff berichtet in den Fundberichten 17/1978 über die bei der Ausgrabung der Germanensiedlung am Feldl (Grabungsleitung Dr. Horst Adler) gefundenen etwa 2000 Jahre alten Knochen:

„Über die Hälfte der Säugerknochen stammte von Rindern (*Bos primigenius* f. *taurus*), darunter zumindest einige Knochen von Uren (*Bos primigenius*). Als weitere Haustiere sind Schwein (*Sus scrofa* f. *domestica*), Schaf (*Ovis amrnon* f. *aries*), Ziege (*Capra aegagrus* f. *hircus*), Pferd (*Equus ferus* f. *caballus*), Hund (*Canis lupus* f. *familiaris*) und auch Esel (*Equus africanus* f. *asinus*) nachgewiesen.

Häufigstes Wildtier ist das Wildschwein (*Sus scrofa*), gefolgt von Rothirsch (*Cervus elaphus*) und Reh (*Capreolus capreolus*). Mehr oder weniger durch Einzelfunde sind weiters Biber (*Castor fiber*), Wildkatze (*Felis silvestris*), Feldhase (*Lepus europaeus*), Hamster (*Cricetus cricetus*), Dachs (*Meles meles*), Schermaus (*Arvicola terrestris*) und wahrscheinlich Elch (*Alces alces*) belegt. Eine ganz unerwartete Bereicherung der Faunenliste bringt das Vorkommen von Knochen der Gemse (*Rupicapra rupicapra*) im vorliegenden Fundmaterial.

Dieser Gemsennachweis in einer Siedlung, welche fast 100 km vom nächsten gegenwärtigen Vorkommensgebiet entfernt ist, verlangt eine Deutung. Eine Erklärung fände sich in der Erlegung eines spontan weit in die Ebene gewanderten Individuums. So wurde z. B. am 23.8.1923 in Altlichtenwarth ein Gemsbock erlegt.“

Feudalzeit

Die Jagd in der Feudalzeit, aus der die ersten schriftlichen Quellen stammen, war ein abschließliches Recht der Herrschaft.

Den nächsten Jagd-Bezug in Bernhardsthals Quellen finden wir in den Kaufverträgen der Roggendorfer, wo 1458 Jörg Roggendorfer seinen Anteil an der „vesten Pernharcztal ...“ mit „... wiltpen ...“ an seinen Bruder Wolfgang verkauft. Dieser wieder verkauft 1470 sein „geslos zu Pernharttstal ...“ mit „wismad mit wiltpan ...“ an Heinrich Liechtenstein von Nikolsburg. Seit diesem Kauf war die Jagd Bernhardsthal bis 1880 in den Händen der Liechtensteiner.

Zu den herrschaftlichen Rechten im Liechtensteinschen Urbar von 1644 zählt: „Daß geiayt (Gejaid = Jagd) und Wildpan (Wildbann = Hochwildjagd) auf alen Gründen.“ Um 1830 heißt es im Gedenkbuch der Pfarre: „Es befinden sich in den Auwäldern Rehe und Hirsche. Von diesen letzteren werden jährlich einige gefangen, in den Feldberger Theim verpflanzt und zu Parforce-Jagden (Hetzjagden) verwendet. Die andere Jagd ist gleichfalls beträchtlich. Die Menge von Remisen, in welchen sich die Hasen, Rebhühner und Fasane verbergen und aufhalten können, fördern die Vermehrung derselben. Der Schaden, welchen die Hasen und Rebhühner auf den Feldern und in den Weingärten anrichten, ist in manchen Jahren nicht gering und wird karg und mit Unwillen vergütet.“ Vor dem 18. Jahrhundert gab es überhaupt keinen Wildschadenersatz.

Da der vorhandene Wildbestand durch Jagdleidenschaft der Herrschaften bald verringert wurde, errichtete man mancherorts Tiergärten, in denen Tiere für die Jagd besonders gehegt und herangezogen wurden. Ein solcher Tiergarten bestand einst in Rabensburg zwischen der Straße nach Bernhardsthal und dem Mühlgraben und war mit einer Mauer umgeben. Ein weiterer, den schon genannten Feldberger Theim, kann man noch auf alten Karten erkennen.

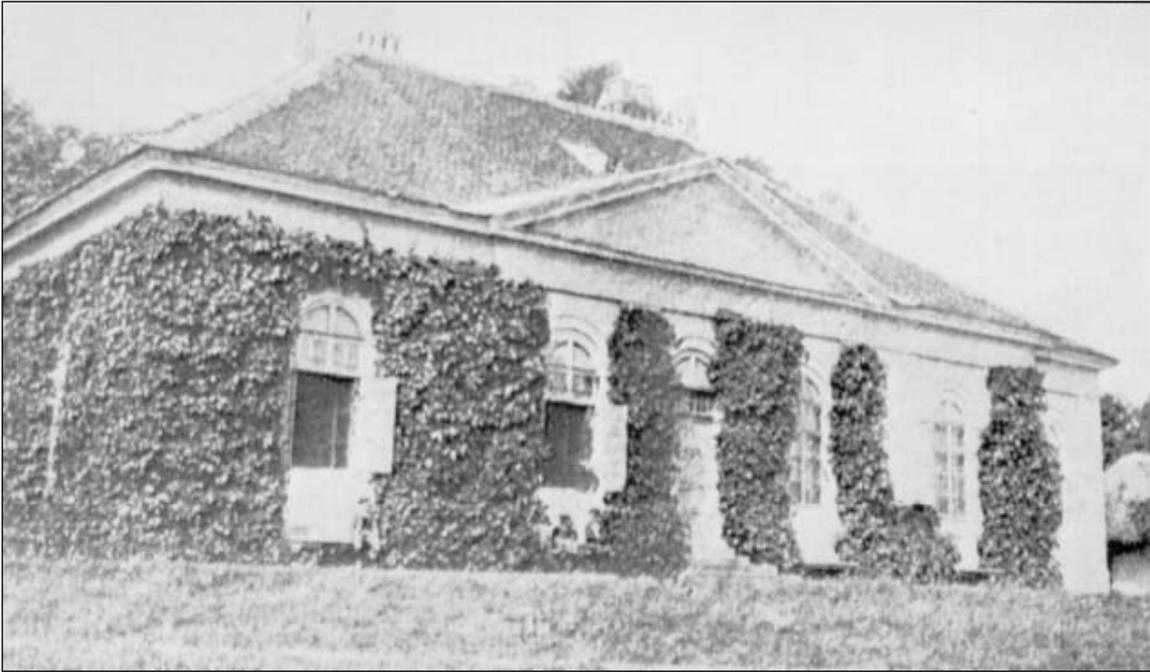
Joseph Hardtmuth errichtete 1801-07 diese Ummauerung für den „Thiergarten Theim“. Die 5 km lange und etwa 3 m hohe Mauer umschloss ein Areal von 270 ha. Zum Bau verwendete er ein von ihm selbst erfundenes und entwickeltes ziegelförmiges Baumaterial, das ohne Brennofen, nur mit eisernen Pressen hergestellt wurde. Die aus Sand und etwas Kalk gefertigten Ziegel hatten eine Größe von 45 x 30 x 23 Zentimeter.

Bereits 1860 wurde ein Großteil der Tiergartenmauer abgetragen, 1876 fand die letzte Parforcejagd im Revier Feldsberg-Eisgrub statt.



Von Fürst Johann II. von Liechtenstein (Bild) wird berichtet, dass er alljährlich im Herbst zur Pirsch kam, im Lahnenschlösschen (Bernhardsthaler Haus-Nº 254) wohnte und so manchen kapitalen Hirsch zur Strecke brachte. Dieses erst um die Jahrhundertwende errichtete Jagdschlösschen liegt inmitten von grünen Auen, in seiner Nähe äsen Rehe und Hirsche, und auf den hohen Eichen rundum nisten viele Störche.

Das fürstliche Jägerhaus im Föhrenwald hat die Nº 291.
Der Jägerhausberg hat seine Bezeichnung vom Jägerhaus auf Nº 46. Es wurde erst 1904 von der Gemeinde erworben und diente der Gemeinde als Lehrerwohnung und Gendarmerie-Posten. Heute befindet sich an seiner Stelle das Arzthaus.



Das Lahnenschloss (Lany) östlich der Thaya.
1812 vom liechtenstein'schen Baudirektor Joseph Hardtmuth geplant und errichtet,
1918 erfolgte unter Carl Weinbrenner der Anbau des runden Salons und der ersten Etage.
Das bis 1945 zu Bernhardsthal gehörende Jagdschlössl trug die Haus-Nº 254.



1848

Die Revolution des Jahres 1848 brachte den Bauern auch das Recht, auf ihren Feldern zu jagen. Man verpachtete aber die Feldjagd zunächst an Fürst Johann II. von Liechtenstein. Der Bauer Jakob Reichl Nr. 97 wurde von ihm meist zur Teilnahme an der Jagd eingeladen, denn er war ein angesehener Bauer und überdies ein ausgezeichneter Schütze und Weidmann.

In der Jagdperiode 1888 bis 1893 war dann der Firmenchef der Hohenauer Zuckerfabrik und Großgrundbesitzer Dr. Julius Strakosch Jagdpächter. Im Jahre 1894 pachtete erstmals ein Bauer die Feldjagd; dieser erste Pächter war Franz Bohrn Nr. 70. Er war damals schon kränklich und ließ die Jagdpachtung auf seinen Neffen Jakob Hlawati Nr. 98 umschreiben, der sie bis 1908 innehatte. Der nächste Pächter war Johann Lindmaier Nr. 69. Als er 1917 starb, pachtete 1918 Anton Kostial Nr. 86 die Jagd. Ihm folgten: Jakob Hlawati Nr. 98 von 1933-1937, Johann Lindmaier Nr. 69 von 1938 bis 1942, Rupert Moser Nr. 294 von 1943 bis 1944.

1923 - Statuten der Bernhardsthaler Jagdgesellschaft!

Bei der am 1. Jänner 1923 zur Verpachtung gelangten Genossenschaftsjagdgebieten in Bernhardsthal ist Herr Anton Kostial, Wirtschaftsbesitzer in Bernhardsthal № 86 als Pächter aufgetreten und hat selbem einen jährlichen Pachtschilling von 150.000 Kr. (sage Hundert-fünfzigtausend Kronen) auf die Dauer von fünf Jahren, d. i. vom 1. Jänner 1923 bis 31. Dezember 1927 erstanden. Sämtliche nachstehend gefertigte Mitglieder erklären sich mit diesem Pachtschilling und mit nachstehenden Statuten einverstanden und bezeugen dies am Schlusse durch ihre eigene Unterschrift.

1. Als Mitglied kann nur derjenige beitreten, welcher in Bernhardsthal wohnhaft ist und dem kein Hindernis zur Erlangung des Waffenpatentes entgegensteht und mindestens 3 Joch Grund Eigenbesitz hat.
2. Jedes Mitglied leistet an die Genossenschaftskasse eine Kautions von 100.000 Kr. (sage Einhunderttausend Kronen), welche sofort nach erfolgter Genehmigung zu erlegen sind mit der Einwilligung, daß dieselben zur Sicherstellung der, der Genossenschaft als solche, sowie auch einem einzelnen Mitgliede gegen die Gesellschaft erwachsenen Pflichten zu dienen hat.
3. Alle Mitglieder der Gesellschaft haben gleiche Rechte und Pflichten und haften solidarisch für die der Gesellschaft obliegenden Verpflichtungen.
4. Alle Mitglieder verzichten auf Vergütung von Wildschaden auf ihren Grundstücken.
5. Dem Pächter steht die gesamte innere und äußere Verwaltung zu und er hat in wichtigen Angelegenheiten im Einvernehmen mit dem Ausschusse vorzugehen und kann sich allein im Freien mit dem Gewehre bewegen.
6. Bei den anberaumten Treibjagden haben alle Mitglieder persönlich als Schützen mitzuwirken und zur bestimmten Stunde die beim Aufstellen des ersten Kreises zu erscheinen. Die vorgebrachten Entschuldigungsgründe wegen Zuspätkommens sind vom Schiedsgericht zu prüfen und bei ungenügender Begründung ist der Zuspätkommende, wenn er nicht zur richtigen Zeit beim Aufstellen des ersten Kreises erscheint mit einem Pönale von einem halben Hasen, nach Schluß des ersten Kreises aber mit einem dreiviertel Hasen zu bestrafen. Im Falle des Nichterscheinens wird der Strafsatz mit einem ganzen Hasen festgesetzt. Berufliche Verhinderung gilt nicht als Entschuldigungsgrund.
7. Außer den anberaumten Treibjagden ist es nur dann gestattet im Revier zu jagen, wenn mindestens vier Mitglieder durch Bestimmung zusammen hinausgehen. Mitglieder, welche gegen diese Bestimmung handeln, werden, auch wenn dieselben nichts schießen, das erste Mal mit je 20 Goldkronen, im Wiederholungsfalle mit je 40 Goldkronen, gehen zwei Mitglieder mit je 40 Goldkronen, geht ein Mitglied mit 60 Goldkronen. Außerdem ist er verpflichtet, das Wild zu bezahlen. Erlegt ein Mitglied außerhalb der Treibjagden ein Stück Wild, so hat er dieses binnen 10 Tagen beim jeweiligen Rechnungsführer anzuzeigen, widrigenfalls er mit 200 Goldkronen bestraft wird. Jedoch kann über Beschluß des Ausschusses ein jedes Mitglied mit dem Gewehr

hinausgehen, um Schädlinge abzuschließen; sollte sich ein Mitglied ein Vergehen zuschulden kommen lassen, so wird derselbe mit 100 Goldkronen bestraft.

8. Die Gesellschaft wählt einen Ausschuß bestehend aus dem Obmann, dem Obmann-stellvertreter und vier Ausschußmitgliedern. Der Ausschuß unterstützt nach jeder Richtung den Obmann, entscheidet in wichtigen Angelegenheiten und fungiert nötigenfalls als Schiedsgericht, welches der Obmann oder der Stellvertreter präsidiert.

9. Das Schiedsgericht entscheidet in allen Übertretungsfällen der hier angeführten Statuten, es diktiert Strafen schließt unordentliche Mitglieder aus. Ein Rekurs gegen Erkenntnisse dieses Schiedsgerichtes, soweit dieselben Geldstrafen betreffen, findet nicht statt; hingegen kann eine Beschwerde über erfolgte Ausschließung an die nächste Generalversammlung geleitet werden, welche dann endgültig entscheidet.

10. Der Austritt kann nur durch Erkenntnis des Schiedsgerichtes nach entsprechender Begründung jedoch nur so erfolgen, daß das austretende Mitglied in Bezug auf Haftung von dem vom Schiedsgericht zu bestimmenden Tage seiner Rechte und Pflichten enthoben wird.

11. Es wird jährlich nach Schluß der Jagdsaison seitens des jeweiligen Rechnungs-führers der Gesellschaft Rechnung gelegt. Diese Rechnung wird zur Einsichtnahme allen Gesellschaftsmitgliedern nach deren Abschluß durch 14 Tage hindurch aufgelegt.

12. Im Falle des Ablebens eines Mitgliedes während der Pachtdauer, ist die erlegte Kautions sowie sein Anteil am Reingewinn nach dem Stande am Sterbetage an die Hinterbliebenen auszuzahlen. Nach diesen Grundsätzen ist auch im Falle der Übersiedlung vorzugehen.

13. Jedermann, welcher einen Wilderer anzeigt und überweist, erhält eine Prämie von 10.000 Kronen.

14. Ein etwaiges Reinerträgnis kann erst nach Schluß der ganzen Pachtdauer gleichmäßig an alle Mitglieder verteilt werden.

15. Mitglieder, welche bei den Treibjagden den Anordnungen des Jagdleiters nicht Folge leisten, werden mit 10 Goldkronen bestraft und außerdem steht dem Pächter sowie dem Jagdleiter das Recht zu, dieselben sofort von der Jagd für diesen Tag abzuweisen und denselben eventuell nach Punkt 9 unserer Statuten aburteilen zu lassen.

Bernhardsthal im Jänner 1923

Unterzeichnet von...

Kostial Anton № 86, Michael Ertl 108, Franz Schmaus 104, Franz Schultes 113, Franz Lindmaier 100, Karl Weilingner 11, Johann Reichl 206, Johann Huber 255, Anton Schultes 12, Richard Stättner 109, Bohrn Rudolf 91, Wind Gustav 84, Schultes Richard 105, Alfred Weilingner 90, Michael Janka 89, Bohrn 70, Wind Johann 87, Sale-schak Johann 123, Georg Stättner 184, Josef Weilingner 131, Wind Anton 94, Karl Schreier 106, Grois Georg 14, Georg Reichl 97, Alois Stix 211, Berger Alois 81, Vinzenz Linhart 17 und Johann Fleckl 68.

In den Jahren 1945 und 1946 wurde von der russischen Besatzungsmacht gejagt. Weitere Pächter: Alois Stix № 211 von 1947 bis 1953, Josef Birsak № 3 von 1954 bis 1955 und Gottfried Stättner № 109 ab 1955. Von 1894 bis 1968 übten 110 Bernhardsthaler nach Erwerbung der Berechtigung die Jagd aus.

1972 - Hubertuskapelle

Angeregt und finanziert von Kommerzialrat Arthur Weiling, einem Ehrenbürger Bernhardsthal, ließ die Jagdgesellschaft im Jahre 1972 auf der Anhöhe gegenüber der Johann Nepomuk-Statue die schicke [Hubertus-Kapelle](#) errichten, die auch ein Türmchen mit einer Glocke hat.
→ [Stiftungsbrief](#)

Treibjagdergebnisse

		Hasen	Fasane	Rebhühner
04.11.1971		640	9	68
14.11.1972		493	15	23
08.11.1973		614	9	28
14.11.1974		660	14	54

Jagdgebiet

Nach einem Bescheid vom 4.12.1992 umfasst das Genossenschaftsjagdgebiet 25 km² (genau 2.499,1469 ha), das Eigenjagdgebiet der Stiftung Fürst Liechtenstein 2,72 km² (genau 271,8432 ha).

Schuss- und Schonzeiten

Nach §22 NÖ Jagdverordnung, Stand 1999

Folgende jagdbare Tiere dürfen grundsätzlich nur während der nachstehend angeführten Zeiträume verfolgt, gefangen und erlegt werden:

1. Rotwild:

- Hirsch (Altersklasse I+II+III) vom 1. August bis 31. Dezember, jedoch
- Schmalspießer vom 1. Juni bis 31. Dezember,
- Kalb vom 1. Juli bis 31. Dezember,
- nichtführende Tiere vom 1. Juni bis 31. Dezember,
- sonstige Tiere vom 1. August bis 31. Dezember;

2. Damwild vom 1. September bis 15. Jänner;

3. Sikawild:

- Hirsch vom 1. September bis 15. Jänner,
- Tier und Kalb vom 1. August bis 15. Jänner;

4. Rehwild:

- Bock vom 16. Mai bis 15. Oktober,
- Schmalgeiß vom 16. bis 31. Mai und vom 16. August bis 31. Dezember,
- sonstige Geißen und Kitze vom 16. August bis 31. Dezember;

5. Gamswild:

- Bock vom 1. Juli bis 31. Dezember,
- Geiß der Altersklasse III vom 1. Juli bis 31. Dezember,
- sonstige Geißen und Kitze vom 1. August bis 31. Dezember;

6. Muffelwild:

vom 1. Juni bis 31. Dezember;

7. Schwarzwild:

- Keiler, nichtführende Bache und Frischling vom 1. Jänner bis 31. Dezember,
- führende Bache vom 16. Juli bis 15. Februar;

8. Feldhase vom 1. Oktober bis 31. Dezember, jedoch in Weingärten und in den an Weingärten angrenzenden Grundflächen bis zu einer Tiefe von etwa 200 m, sowie in Weingartenrieden in den von Weingärten ganz oder teilweise umschlossenen Grundflächen vom 1. Oktober bis 31. Jänner;
9. Wildkaninchen vom 1. Jänner bis 31. Dezember;
10. Dachs vom 16. Juni bis 15. Jänner;
11. Fuchs vom 1. Jänner bis 31. Dezember;
12. Edelmarder vom 1. November bis 28. Februar,
Steinmarder vom 1. Jänner bis 31. Dezember;
13. Iltis vom 1. Jänner bis 31. Dezember;
14. Wiesel vom 1. Jänner bis 31. Dezember;
15. Auerhahn vom 1. bis 31. Mai in geraden Jahren;
16. Birkhahn vom 1. bis 31. Mai in ungeraden Jahren;
17. Haselhahn vom 1. September bis 31. Oktober;
18. Rackelhahn vom 1. Jänner bis 31. Dezember;
19. Rebhuhn vom 16. bis 30. September und vom 16. bis 30. November;
20. Fasan vom 1. Oktober bis 31. Dezember;
21. Ringel-, Turtel- und Türkentaube vom 16. Juli bis 15. April;
22. Waldschnepfe vom 1. September bis 15. April;
23. Wildgänse vom 1. August bis 31. Jänner;
24. Wildenten vom 1. September bis 31. Dezember;
25. Blässhuhn vom 1. August bis 28. bzw. 29. Februar;
26. Graureiher im Bereich von Fischteichen und sonstigen Fischzuchtanlagen sowie von Bächen, die der Aufzucht von Brütlingen und Jungfischen dienen,
vom 1. September bis 28. Februar;
27. Kolkrabe vom 1. Oktober bis 31. Dezember;
28. Marderhund vom 1. Jänner bis 31. Dezember;
29. Waschbär vom 1. Jänner bis 31. Dezember.

(2) Der Anfangs- und Schlusstag der Schusszeit werden in diese eingerechnet.

Abschüsse ab 1955

	Ha- sen	Fa- sane	Rebhüh- ner	Rehe	Wild- schweine
1955	546	41	64	7	
1956	1367	202	399	7	
1957	150	101	170	9	
1958	896	170	290	13	
1959	776	124	251	13	
1960	189	69	54	14	
1961	750	120	97	20	
1962					
1963					
1964					
1965					
1966	427	319		25	
1967	572	411	61	27	
1968	696	462	120	27	
1969	331	492	135	27	
1970	452	388	110	30	
1971	846	556	260	30	1
1972	869	564	131	34	
1973				39	
1974	1152	492	81	39	4
1975				41	
1976	607	745		46	1
1977	637	802		48	2
1978	568	828		48	3
1979	280	190		51	3
1980	278	254		51	3
1981	509	296		49	3
1982	206	150		45	3
1983	252	205		45	2
1984	165	95		45	9
1985	506	313		46	16
1986	828	265		49	2
1987	606	252		49	14
1988	562	384		57	19
1989	140	356		57	10
1990	178	370		60	24
1991	43	168		66	10
1992	32	101		66	3
1993	20	67		66	9
1994	20	184		66	24
1995		107		60	12
1996		104		57	22
1997		231		60	20
1998	29	105		66	32

Mitglieder der Bernhardsthaler Jagdgesellschaft, 1999

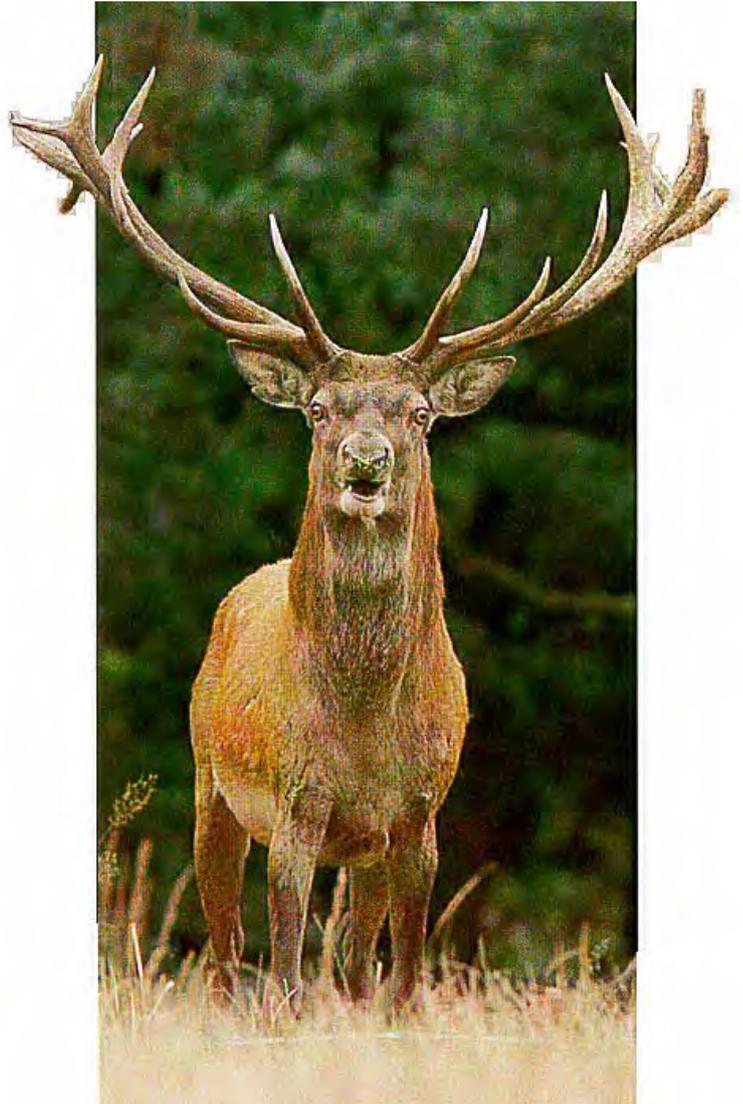
Birsak Gerhard
Ertl Alfred
Ertl Alfred jun.
Grois Herbert
Hlawati Herbert
Hofmeister Martin
Huber Franz
Janka Herbert
Janka Leo
Lindmaier Franz
Paulhart Matthias
Pfeiler Rudolf
Reinsberger Hermann
Rosinger Rupert
Schaludek Heinrich
Schultes Anton
Schultes Gerhard
Schultes Josef
Tanzer Jakob
Weilinger Herwig
Zhanial Franz

Gäste:
Bauer Alfred
Ertl Brigitte
Führer Raimund
Hallas Herbert
Hallas Peter
Weilinger Anita

Was man bei uns so (an)trifft

Hirsche (Cervidae)

Unter den Stirnwaffenträgern unter den Paarzählern gibt es die Horntiere, also die Rinder, Antilopen und Gazellen sowie die Böcke. Ihre Hörner, die fast durchweg von den männlichen wie von den weiblichen Tieren getragen werden, bauen sich in der Gestalt einer Hornscheide auf, wachsen beständig nach, sind also Dauerhörner. Bei den Hirschen aber sind die Stirnwaffen knöcherner, sich gabelnde, im Ansatz wulstig verdickte und in den Stangen rau gekörnte Stirnbein-auswüchse, die alljährlich einmal abgeworfen und wieder neu aufgebaut werden. Der Abwurf hinterlässt am verbleibenden Knochenstumpf eine leicht blutende Wunde, die schnell verharscht und sich bald darauf mit einer samtigen und sehr gefäßreichen Haut überzieht. Unter dieser haarigen Nährhaut, in deren Adern nunmehr die zum Aufbau des neuen Geweihs erforderlichen knochenbildenden Gewebe und Kalkstoffe herangeschwemmt werden, wächst dieses in wenigen Wochen heran. Ist der Aufbau vollzogen, so verknöchert das zuerst noch weichknorpelige und empfindliche Gewebe schnell von unten nach oben. Zugleich vertrocknet die Nährhaut und übt einen starken Juckreiz aus. Der Hirsch bemüht sich alsbald, sich von dieser juckenden Haut zu befreien, er fegt das noch vom Bast überzogene Geweih an Büschen und Stämmen, bis es hell und blank ist. Die an und für sich weißen Geweihstangen färben sich während des Fegens durch die Gerbsäuren der Baumrinden und die Blutreste der Nährhaut dunkel bis auf die hell schimmernden Enden. Kurz vor der Brunft prangt der Hirsch dann in seiner neuen Kopfzier.



Das Geweih trägt bei allen Hirschen – mit Ausnahme des Rens – nur das männliche Tier. Es dient ihm als Waffe bei den Kämpfen während der Brunft. Geschlechtshormone steuern den jährlichen Bildungswechsel, Schilddrüsenhormone den Aufbau. Der unmittelbar nach der Geburt kastrierte Hirsch entwickelt kein Geweih. Werden die Hoden während des Schiebens des neuen Geweihs verletzt, so wuchert dieses ständig weiter, bleibt schwammig weich und wird zu einem unförmigen Perückengebilde. Verletzungen der rechten Brunftkugel lassen die linke Stange verkümmern, und umgekehrt. Erfolgt die Kastration, wenn der Hirsch noch im Bast geht, so werden die Stangen sofort abgeworfen und durch ein kümmerliches Dauergeweih ersetzt, das immer von der Basthaut bedeckt bleibt. Beim Ren dagegen gibt es keine Beziehungen zwischen den Geschlechtsorganen und dem Geweih.

Von großem Einfluss auf die Form und Größe des Geweihs ist der Kalkreichtum der Landschaft, in der die Hirsche leben. So haben sie im kalkarmen Gebieten nur eine leichte und geringe Kopfzier, in den Basalt-, Granit- und Quarzgebirgen aber wuchtige und gewaltige Stangen. Im Allgemeinen schiebt der Hirsch in seiner Blütezeit von Jahr zu Jahr ein immer größeres, stärkeres und reicher verästeltes Geweih. Im gleichen Maße verbreitert sich die perlenförmig verdickte Rosenstockfläche auf der Stirn.

Die schönste und mächtigste Krone trägt er durchschnittlich zwischen dem 10. – 15. Lebensjahr, Später, vor allem wenn der Hirsch altert und mählich vergreist, wird das Geweih von Jahr zu Jahr wieder geringer und poröser. Es weist dann weniger Enden und Gabeln auf und besteht zuletzt nur noch aus zwei langen Stangen. Der Jäger sagt: der Hirsch „setzt zurück“ und ist abschussreif.

Rothirsche

Das Idealbild des – rein äußerlich gesehen – edlen, starken und wohl gebauten Hirsches mit dem zu einer breit ausladenden und viel endigen Krone entwickelten Geweih ist zweifellos der Rothirsch. In nicht weniger als 26 Unterarten bewohnt er ganz Europa von Frankreich über Holland bis Polen, von Spanien über Korsika und Sardinien bis Griechenland, von Irland und Schottland bis Estland, von Dänemark bis zum Balkan, verbreitet sich vom Kaukasus bis nach Nordwestafrika, von Nordpersien bis nach Tibet, von Ostsibirien bis nach Nordamerika und bis zur Nordgrenze Mexikos.



Europäischer Rot- oder Edelhirsch (Cervus elaphus)

Wird in ganz Europa gehegt, erreicht eine Länge von 200 – 220 cm, eine Schulterhöhe von 150 cm, sein Geweih misst bis zu 120 cm und ladet bis zu 110 cm aus

Er hat im Sommer ein rötlichbraunes, im Winter graubraunes Fell mit aschgrauem, braun bespitztem Wollhaar; ist als Kalb rotbraun gefärbt und weiß gefleckt.

Europäischer Damhirsch (*Dama dama*)



Bewohnt nach der Eiszeit Kleinasien, Persien, Mesopotamien und Nordafrika, ist heute in den letzten drei Ländern so gut wie ausgerottet, wurde seit dem Altertum wieder nach Europa gebracht, lebt heute halbwild in zahlreichen unserer Waldungen und Wildgehege; Länge 140 – 160 cm, Schulterhöhe 90 – 100 cm, Schwanz 20 cm; Geweih schaufelförmig, je nach Fellfarbe verschieden getönt, entwickelt sich erst im 2. Lebensjahr, bleibt oft zwei Jahre lang in der Spießbildung stehen, zeigt erst im 5. – 6. Jahr die noch schmale und löffelartige Schaufelform; Fellfarbe ändert viel und stark, ist im Sommer oberseits braunrötlich und weiß gefleckt, mit schwarzem Rückenstreifen, unterseits weiß, im Winter oberseits schwärzlich, unterseits aschgrau; es kommen häufig auch schneeweiße und einfarbig schwärzliche Tiere vor.

Der gehegte Damhirsch ist durchschnittlich viel vertrauter als der Rot- und Edelhirsch, führt auch nicht ein so ausgesprochen nächtliches Leben. Die alten kapitalen Schaufler, die in kleinen Trupps für sich leben, sind dagegen scheuer und vorsichtiger und so schwer wie die alten Rothirsche zu berücken. Erst Ende September/Anfang Oktober treten sie zum großen Rudel des Kahlwildes, vertreiben die jüngeren Hirsche, die sich nun zu kleineren Verbänden zusammenschließen, und kämpfen ziemlich heftig um die weiblichen Tiere. Ende Oktober/Anfang November hallt ihr misstönender, rau rülpsender, schnarrender und keckernder Brunftschrei durch die Wälder, scharren sie sich ihre Brunftbetten im Waldgrund und fechten ihre Duelle miteinander aus. Es setzt dabei – der Beschaffenheit der Geweihe entsprechend – nur selten ernstliche Verwundungen, wird eigentlich nur regelrecht und ausdauernd gerauft und geboxt.

Das beschlagene Tier sondert sich im folgenden Juni oder Juli vom Rudel ab und wirft seine ein bis zwei fuchsroten, weißgefleckten Kälber im dichtesten Unterholz. Es säugt sie fast bis zur nächsten Brunft und führt sie nach zehn Tagen dem Rudel zu. Zu diesem fanden sich bereits im Winter auch die Halbwüchsigen wieder, während sich die kapitalen Schaufler schon Ende November von den Tieren trennten.

Der Damhirsch wirft im Mai seine Stangen in Abständen von ein bis zwei Tagen ab, geht im Juni/Juli im Bast, fegt in der zweiten Augushälfte und prangt im September im neuen Kopfschmuck. Das untere Schaufel-Ende wird immer stärker und bildet im besten Alter der Hirsche nicht selten eine Nebenschaukel aus. In der Gesamt Erscheinung wirkt der Damhirsch nicht so stolz, edel und harmonisch gegliedert wie der Rothirsch, ist wesentlich gedrungener, kurzhalziger und niedriger, bewegt sich auch nicht so ausgeglichen und zierlich. Vor allem stören der etwas schafsähnliche Kopf und der verhältnismäßig lange schwarze Ziegenschwanz inmitten des dunkel eingefassten, weißen Spiegels. Dafür ist er aber viel anspruchsloser in Bezug auf seinen Aufenthaltsort und die gebotene Äsung, begnügt sich mit der Kost auf sauren und trockenen Böden und richtet weniger Schaden durch das Beschälen der Bäume an. Seine Lieblingsnahrung sind neben zahlreichen Baumfrüchten die Pilze aller Art, von denen ihm die giftigen ebenso gut wie die für uns essbaren bekommen.

Reh (*Capreolus capreolus*)

Bewohnt große Teile Europas und Asiens; Länge: 130 cm, Widerristhöhe 70 cm, Schwanz 2 cm; Gewicht: bis 25 kg

Gehörn gabelförmig, sechsendig, mit breiten Rosen und starken, schön beperlten Stangen;

Fell im Sommer oberseits dunkel rostrot bis rotbraun, unterseits gelblich, im Winter grau bis graubraun, unterseits weiß, beim Kitz gelbbraun bis rötlichbraun mit kleinen, rundlichen, weißen oder gelblichen Flecken, die in Reihen stehen; hat weiße Zeichnungen am Kinn, Unterkiefer und beidseits der Oberlippe, einen leuchtend weißen Spiegel mit aufstellbaren Haaren, weißlichen Innenseiten der Ohren; hin und wieder kommen auch schwarze, gefleckte und fast silberfarbene Tiere vor.

Der Waidmann spricht bei einem Reh nicht von einem Geweih, sondern von einem Gehörn oder einer Rehkronen. Das männliche Reh nennt er Bock, das weibliche Ricke, das junge Reh Kitzbock oder Kitzkalb. Wenn sich im 1. Lebensjahr zwischen den Ohren des jungen Bockes knopfartige Horngebilde zeigen, heißt er Knopfspießer. Im 2. Lebensjahr wird er zum Spießbock, im 3. Lebensjahr zum Gabler und dann zum kapitalen Bock. Bei ihm biegen sich die Stangen knieförmig rückwärts und bekommen eine vordere Nebensprosse, so dass er praktisch ein Sechsender ist. Eine höhere Endenzahl erreicht der europäische Rehbock nur ausnahmsweise. Das weibliche Jungreh heißt bis zum vollendeten 2. Lebensjahr Schmalreh, wird zur Ricke, wenn es das erste Mal geworfen hat, später zur Rehgeiß und zuletzt zur alten Ricke.

Als Waldschlüpfer liebt das Reh das dicke Unterholz, es steht und liegt den Tag über wiederkäuend in schattigen Dickungen und zieht gewöhnlich erst in der abendlichen Dämmerung auf die Wiesen und Felder. Wo es nicht heftig verfolgt wird, zeigt es sich sehr vertraut, tritt dicht an die Gehöfte und Ortschaften sowie an belebte Straßen heran und flüchtet erst, wenn es sich unmittelbar bedroht fühlt. Im Sommer wechselt es der lästigen Fliegen wegen gern in die Getreidefelder und sauren Riedwiesen mit hohen Gräsern über, wo es nicht selten auch seine Jungen zur Welt bringt.



Das junge Schmaltier hat meist nur ein Kitz, die Ricke aber oft auch zwei und manchmal sogar drei Junge. Um in der Nacht, in der Fuchs, Marder, Wiesel und Hermelin unterwegs sind, bei dem in den ersten Lebenstagen noch recht hilflosen Kitz bleiben zu können, äst die Ricke in dieser Zeit tagsüber. Nach rund acht Tagen vermag das Kitz der Ricke zu folgen. Als ausgesprochen leckere Nascher lieben sie zarte Gräser und Blumen, junge Triebe und Blätter, grünes Getreide, würzige Kräuter und saftreiche Baumrinden. Oft findet sich auch ein vorjähriges Kitz zu ihnen.

Im Juli und August taucht dann plötzlich auch der Bock wieder auf, der bis dahin einzeltätig lebte. Stürmisch wirbt er um die Ricke oder das mit ihr ziehende Schmaltier. Die ihn störenden Kitzen boxt er aus der Gemeinschaft, wie er sich überhaupt in dieser Zeit als ein äußerst reizbarer Herr aufspielt. Mit dem auserkorenen Tier lebt er meist in strenger Einehe, erkämpft sich also keinen Harem wie der Rothirsch. Die Duelle mit anderen Böcken verlaufen als ziemlich harmlose Boxereien.

Während des Winters bilden die Ricken mit ihren Kitzen und etlichen Halbwüchsigen kleine Rudel, zu denen sich oft auch noch die minderen Böcke schlagen. Bei den beschlagenen Ricken ruht das befruchtete Ei vom August bis zum Dezember, so dass die Tragzeit insgesamt neuneneinhalb Monate beträgt und das Kitz erst im Mai zur Welt kommt.

Wildschwein

Das Wildschwein unserer Wälder stellt das unverfälschte Urbild des eurasischen Wildschweins dar, das in 21 Unterarten über das ganze kontinentale Europa, das mittlere Asien und das nördliche Afrika verbreitet ist. Es kommt auf Korsika und Sardinien wie auf Formosa, Sumatra, Java, Flores und Ceylon vor, belebt als verwildertes Hausschwein große Teile Australiens und Neuseelands und als eingeführtes Jagdwild Nord- und Südamerika.

Mitteleuropäisches Wildschwein (*Sus scrofa scrofa*)

Bewohnt ursprünglich alle Landschaften Mitteleuropas, ist durch die heftigen Verfolgungen zu einem sehr scheuen und nächtlichen Waldtier geworden;

Länge 150 – 170 cm, Schwanz 25 cm, Schulterhöhe 70 – 90 cm; Maße gelten für den starken Keiler, die Bache ist immer kleiner;

Fell in der Grundfarbe im Sommer vorwiegend grau, im Winter schwärzlich, besteht aus langen steifen Borsten und kurzem feinem Wollhaar, bildet auf dem Rücken eine stehende Kammähne, ist bei den Frischlingen auf graurötlichem Grund gelblich gestreift; die oberen Eckzähne des Keilers krümmen sich zu stattlichen Hauern aufwärts, wetzen sich an den verlängerten unteren Eckzähnen.



Der starke Keiler, den der Waidmann hauendes oder grobes Schwein oder Hauptschwein nennt, traut gleichsam seiner eigenen Fährte nicht. Unstet und heimlich, scheu und vorsichtig durchstreift er weite Gebiete, wechselt von einem Waldrevier ins andere, durchschwimmt Flüsse und Ströme, ruht heute im Schilfgürtel der stehenden Gewässer, morgen im dichtesten Unterholz des Auwaldes, übermorgen inmitten der Getreidefelder. Seinen Erbfeind, den Menschen, wittert er auf große Entfernung. Seine Schwarte wird im Laufe der Jahre so hart und ist derartig vom Saft und Harz der Malvbäume* verpicht, dass ihm auch grober Schrot kaum noch die Schulterschilde durchschlägt.

* Bäume, die Rotwild, Wildschweine oder Dachse dazu nutzen, um ihre Decke bzw. die Schwarte daran zu scheuern oder zu malen. *Wikipedia*.

Ende Oktober aber gibt er das Einzelgängertum auf und erscheint plötzlich bei den Rotten der Bachen und Jungtiere. Mit groben Ruffeln und Püffen wird den zwei- und dreijährigen Keilern beigebracht, dass sie jetzt das Feld zu räumen haben. Auf eine ernstliche Kraftprobe lassen sie es dem alten Hauptschwein gegenüber nur selten ankommen. Untereinander aber fechten die hauenden und groben Schweine bis in den Dezember hinein nun viele harte Sträuße aus, stürmen wutschnaubend und zähnefletschend aufeinander los und versuchen sich ernstlich zu verwunden, Meist jedoch werden die blitzschnell von unten nach oben geführten Schläge der scharfen Gewehre vom Gewaff selbst aufgefangen oder treffen die so gut wie unverwundbaren Schilde.

Den Bachen gegenüber lässt es der siegreiche Keiler nicht an ermunternden Rippenstößen und vertraulichen Püffen mangeln, liebkost sie auf diese seine derbe Weise und erleidet nur selten eine Abfuhr. Bereitwillig stellen sie sich dem ungelenken Freier zum Beschlag, wobei kräftige Bisse in den Nacken als Kennzeichen seiner Huld gelten.



Nach einer Tragzeit von genau 3 Monaten, 3 Wochen und 3 Tagen wirft die Bache, die sich kurz vorher von der Rotte absondert, ihre 4 – 12 Frischlinge in einem besonders sorgsam ausgesuchten und reichlich mit Moos, Laub und Nadeln gepolsterten Lager oder Kessel. Die jungen Bachen bekommen zuerst meist nur 4 – 6 Junge. Alle aber geben sich in dieser Zeit ungewöhnlich heimlich. Die ersten vierzehn Tage dürfen die gestreiften Jungen den Kessel überhaupt nicht verlassen und werden sorgsam zugedeckt, wenn sich die Mutter zu einem kurzen Wurzelgang entfernt. Später führt die Alte die Frischlinge mit sich und sieht jetzt in jedem Lebewesen einen erklärten Feind ihrer Jungen.

Wo der Wald noch halbwegs urtümlich ist oder wenigstens in einem natürlichen Mischzustand gehalten wird, wo er also noch reich an Zwergbüschen, Unterholz und Laubbäumen ist, findet das Schwarzwild genügend Nahrung in ihm und richtet nur wenig Schaden auf den angrenzenden Feldern an. In einem solchen Wald pflügt und lockert es den Waldgrund, bereitet ihn für die Baumsamen vor und befreit ihn weitgehend von den gefährlichsten Forstschädlingen, deren Larvenbrut vorwiegend im Waldboden ruht.

Europäischer Feldhase (*Lepus europaeus*)



Bewohnt in 21 Unterarten Europa

Länge 60 – 68 cm, Schwanz 8 cm, Schulterhöhe 30 cm, Gewicht bis zu 6 kg;

Pelz erdfarben, rostgelb und schwarzbraun gemischt, am Schwanz oberseits schwarz, unterseits weiß; diese Grundfärbung wechselt jedoch stark und zeigt bei den südeuropäischen Hasen eine rötliche, bei den nordeuropäischen Hasen eine hellere Tönung; immer aber haben die Ohren, die länger sind als der Kopf, schwarze Spitzen und oft weiße Außenränder.

Seine unverwüsthliche Lebenskraft verdankt der Feldhase vor allem der ungewöhnlich hohen Fruchtbarkeit der Häsin sowie der unerbittlichen Auslese während der ersten Lebenswochen. Abgesehen von den wenigen spätherbstlichen und frühwinterlichen Wochen, in denen sie ihr Dasein kümmerlich mit Rindenfraß fristet, ist die Häsin das ganze Jahr über brünstig und kann sich jederzeit mit den Rammlern paaren. Selbst während der Schwangerschaft ist sie empfängnisbereit, da sich bei ihr die Frucht in jedem der beiden Gebärmutterhörner getrennt zu entwickeln vermag. Das bedeutet praktisch, dass die Häsin schon 10 – 14 Tage nach dem ersten Frühjahrswurf wiederum Junge zur Welt bringen kann, obwohl die Tragzeit volle 42 Tage währt. Bei ihr werden weder die Eileitermündungen durch den Embryo versperrt noch weitere Fruchtbildungen durch das Gelbkörperhormon verhindert.

Zwangsläufig kann die Häsin bei dieser Beanspruchung nicht gerade die sorglichste Tiermutter sein. Sie wirft ihre bei der Geburt schon sehr weit entwickelten, völlig behaarten und sofort gut sehenden und hörenden 1 – 2 oder 3 – 5 Jungen in einer einfachen, möglichst windgeschützten, kaum gepolsterten Erdmulde mitten im Feld, an einem Wiesenrain oder unter einem dichten Busch und bleibt nur knapp eine Woche lang bei ihnen. In dieser Zeit hält sie die kleinen Hasen sauber und verteidigt sie erstaunlich tapfer gegen die zahllosen gefiederten und bepelzten Feinde. Dann aber geht sie schon wieder auf die lustige Hasenfreite und kehrt in den nächsten drei Wochen nur zu ihnen zurück, wenn die Milch im Gesäuge sticht.

Von der vierten Lebenswoche ab sind die Junghasen ganz auf sich gestellt. Bei schlechtem Wetter gehen viele zugrunde. Besonders im zeitigen Frühjahr werden die Würfe nicht selten gänzlich vernichtet. Ein großer Teil fällt den Greifen und Krähen, Mardern und Füchsen, wildernden Hunden und Katzen zum Opfer. Was übrig bleibt, hat die härtesten Bewährungsproben bestanden und ist mit fünfzehn Monaten ein ausgewachsener Hase, dessen Leben dann noch 7 – 8 Jahre währen kann.

Im Durchschnitt wirft die Häsin viermal im Jahr. Die Rammler kümmern sich um ihren Nachwuchs überhaupt nicht. Als typischem Einzelgänger und feurigem Liebhaber gehen ihm fürsorgliche und gesellige Züge weitgehend ab. Untereinander sehen die Rammler im Nachbar nur den lästigen Nebenbuhler, nähern sich böse murrend, tanzen in engsten Kreisen eine Art Ringelreihen, gehen plötzlich hoch aufgerichtet aufeinander los und liefern sich mit kräftig trommelnden Vorderpfoten einen heftigen Boxkampf. Wird der Gegner nicht weich, so springen sie aneinander hoch, treten sich mit den Hinterbeinen in den Unterleib und beschießen sich mit wohlgezielten Harnstrahlen. Die dicke Wolle fliegt in Flocken um die Kämpfer. Und sie halten in diesem Ringen nur ein, um zu verschmaufen. Dann geht die Rauferei mit verdoppelter Wut und gesteigerter Erbitterung weiter, bis der eine endlich genug hat.

Ebenso übel spielt der Rammler der Häsin mit, die er im Sturm erobert, nimmt und verlässt, solange noch andere Häsinnen zu haben sind.

Wildkaninchen (*Oryctolagus cuniculus*)



Bewohnt West-, Mittel- und Osteuropa einschließlich der Friesischen Inseln und Helgoland, ferner die Balearen, Korsika, Sizilien, Italien, Kreta, Madeira, die Azoren und die Britischen Inseln, wurde in Australien, Neuseeland und vielen anderen Inseln eingeführt;

Länge 42–44 cm, Schwanz 6 cm;

Pelz grau, oberseits ins Gelbbraune, im Nacken ins Rostrote, an der Brust ins Rotgelbe, an den Seiten und den Schenkeln ins Lichtrostfarbene spielend, unterseits und an der Innenseite der Läufe weiß, am Schwanz oben schwarz, unten weiß; unterscheidet sich vom Feldhasen abgesehen von der geringeren Größe vor allem dadurch, dass bei ihm der Rumpf, der Kopf, die Ohren und die Beine wesentlich kürzer sind; aus dem schwarzen Spitzenfleck der Hasenohren aber ist bei ihm ein schmaler schwarzer Ohrensaum geworden. Die Löffel sind kürzer als der Kopf.

Ganz besonders liebt das Wildkaninchen leichte sandige Böden und reich verklüftete buschige Landschaften, die ihm das Graben erleichtern und auch genügend Deckung bieten. Doch findet es sich gleich dem Feldhasen mit jedem anderen Gelände ab und bewohnt den großen dichten Forst wie das lichte Feldgehölz oder den feuchten Auwald, sehr gern auch aufgelassene Sand- und Mergel-gruben oder zugewachsene Steinbrüche. Die Nähe des Menschen meidet es durchaus nicht, wird aber in belebten Gegenden zum Nachttier. Lässt der Boden die Anlage des üblichen Kessels nicht zu, so scharrt es sich nur einfache Schlupfröhren oder verzichtet ganz auf die unterirdische Höhle und begnügt sich mit geschützten Winkeln zwischen Felsen oder Wurzeladern, unter Büschen oder Baumstümpfen.

Wesentlich geselliger als der Feldhase, lebt das Wildkaninchen paar- und familienweise, an günstigen Plätzen oft auch in großen Kolonien beieinander. Der Rammler bleibt der Häsin zwar nicht durchweg, aber doch oft in treuer Einehe verbunden. Beide bewohnen ihren Bau regelmäßig gemeinsam, hoppeln abends und morgens zusammen auf Äsung, entfernen sich aber nicht gern weit vom Bau, um sich bei Gefahr schnell bergen zu können. Wird ein Störenfried oder eine verdächtige Erscheinung bemerkt, so warnen sie sich gegenseitig mit trommelnden Hinterläufen. In den größeren Kolonien sitzen immer etliche Rammler in konzentrierter Habachtstellung und behalten das Gelände mit allen Sinnen unter Kontrolle. Auf der Flucht sind sie unerhört schnell, ständig um Deckung bemüht, und flitzen in so tollen Zickzacklinien dahin, dass ein gezielter Schuss kaum möglich ist und selbst die gewandtesten gefiederten Räuber oft und oft daneben stoßen. Die weiße Blume des Stummelschwanzes ist ihr Signallicht im Dunkel der Nächte.

An Fruchtbarkeit übertrifft die Kaninchenhäsin die Feldhäsin noch weit. Sie kann es in halbwegs günstigen Jahren auf fünf Würfe bringen. Der einzelne Wurf umfasst 4 – 12 Junge, die nackt und blind zur Welt kommen. Kurz vorher wühlt sich die Häsin außerhalb des Familienbaues eine gesonderte Satzröhre und polstert hier den Kessel warm mit ihrer Bauchwolle. Die Satzröhre besucht sie nun jeden Morgen und Abend, saugt und betreut ihre Jungen und vergisst nie, das Schlupfloch immer wieder gut zu verscharren. Nach fünf Wochen führt sie die Kinderschar dem Rammler zu, der sich nun als guter und sorglicher Familienvater erweist.

Biber (Castor fiber)



Wurde bei uns wieder eingebürgert;

Länge 75 – 95 cm, Schwanz 30 – 35 cm, Schulterhöhe 30 cm, Gewicht 30–40 kg;

Pelz sehr dicht und glänzend, oberseits fahl- bis kastanienbraun mit grauer Tönung, unterseits heller; Gestalt vorn wesentlich schwächer als hinten, Beine kurz, hat an den Vorderpfoten eine echte Greifhand, an den Hinterfüßen Schwimmhäute zwischen den Zehen; der Kopf ist kurzschnauzig, die Ohren liegen im Pelz versteckt und können gleich den Nasenlöchern verschlossen werden, die kleinen Augen haben eine Nickhaut und einen senkrechten Stern; der 15 cm breite Schwanz weist keine Behaarung, sondern eine verhornte schuppige Haut auf, ist sehr platt, an den Rändern fast schneidend scharf und von oben gesehen fast eirund.

Bisamratte (Ondatra zibethica)



Bewohnt in 13 Unterarten Nordamerika von Kanada bis Mexiko, wurde 1905 in Böhmen, 1922 in Finnland, 1929 in Russland eingeführt, verbreitete sich rasch über Österreich, Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Jugoslawien;

Länge 30 – 33 cm, Schwanz 25 cm;

Pelz dicht, glatt, weich und glänzend, oberseits braun bis gelblich, unterseits heller und rötlich überflogen, am Schwanz stark eingedunkelt; der Leib ist gedrunken, der Kopf kurz und breit, die Schnauze dick und stumpf, die Oberlippe gespalten, das Ohr im Pelz versteckt, der Schwanz seitlich zusammengedrückt, der Hinterfuß mit Schwimmborsten gesäumt; zwischen den Hinterbeinen befindet sich in der Nähe der Geschlechtsorgane eine fast birnengroße Drüse, die eine weiße, ölige, nach Zibet und Bisam duftende Flüssigkeit absondert.

Auf den ersten Blick erinnert die Bisamratte an eine große Wasserratte, in ihrer Lebensweise aber gleicht sie viel mehr dem Biber. Denn auch sie baut sich Kessel in die steilen Uferwände oder die Dämme der regulierten Flüsse und errichtet kugelförmige oder kuppelartige Hütten auf dem festen Land. Nur verwendet sie keine Knüppel, sondern bedeckt den aus Schilf, Riedgras und Binsen hergestellten und mit Schlamm verschmierten Wohnraum mit lose aufeinander geschichteten Pflanzenstengeln, die einen Luftwechsel ermöglichen. In die Uferhöhle wie in die Hütte mündet – ganz wie beim Biber – ein Tauchloch als das Ende eines langen Ganges, der mindestens 40 cm tief unter dem Wasserspiegel liegt und nur vom Gewässerrand her zu erreichen ist.

Im Gegensatz zum Biber schwimmt die Bisamratte vorwiegend mit Hilfe des sich lebhaft schlängelnden, seitlich zusammengedrückten Schwanzes, während die Hinterbeine nur Hilfsrudder darstellen. Doch benutzt sie den Schwanz ebenfalls, um klatschende Alarmzeichen zu geben, indem sie mit ihm bei Gefahr scharf auf das Wasser schlägt.

Den größten Schaden richtet die Bisamratte durch das Unterwühlen der Fischteichdämme und Uferdeiche sowie der in Gewässernähe vorüberführenden Straßen- und Eisenbahndämme an.

In ihrem Wesen ist sie eigentlich ein recht harmloses, sehr geselliges, verträgliches und verspieltes Geschöpf, das eher furchtsam als dreist auftritt, regelmäßig sein Heil in der Flucht sucht und sich nur dann zur Wehr setzt, wenn es keinen Ausweg mehr findet. Die Nähe des Menschen scheut sie durchaus nicht, scheint vielmehr ein echter Kulturfolger zu werden. Ob sie sich aus Mangel an Pflanzenstoffen wirklich an Krebsen, Fischen und Wasservögeln vergreift, bedarf noch der Beweisführung.

Der Pelz der Bisamratte wird von jeher sehr geschätzt und zu Nerz-, Zobel-, Skunks- oder Sealbisam verarbeitet. Um des Pelzes willen wurde sie seinerzeit in einem Schlossteich bei Prag ausgesetzt und in Finnland wie in Sowjetrußland eingeführt.

Rotfuchs (*Vulpes vulpes*)



Bewohnt Europa, Nordafrika, weite Teile Asiens und Nordamerikas;
Länge 80 – 90 cm, Schwanz 45 – 50 cm, Schulterhöhe 35 cm;

Pelz reich, lang und dicht, oberseits vorwiegend fahlgraurot, rost- oder gelbbrot, unterseits asch- bis weißgrau, an den Lippen, den Wangen und der Kehle weiß; der starkbuschige Schwanz – die Lunte – ist rost- oder gelbbrot, schwärzlich überlaufen und hat oft eine weiße Spitze; die Vorderläufe sind rot, die Ohren und die Pfoten schwarz.

Nach der sehr hitzigen winterlichen Ranz, während der die sonst recht schweigsamen Füchse die Nächte mit ihrem Gekläff, Gekecker und Gekreisch erfüllen und die Rüden sich wild um die stark riechenden Petzen raufen, werden die Rotröcke von Tag zu Tag wieder heimlicher und unsichtbarer. Ende April oder Anfang Mai, nach einer Tragzeit von 60 – 63 Tagen, wirft die Füchsin. Die Kinderstube im tiefen Kessel polstert sie weich und warm mit ihrer Bauchwolle, die sie sich ausrupft, um das Gesäuge freizulegen. Die etwa maulwurfgroßen Jungfüchse, meist ihrer vier bis sechs, kommen blind und taub zur Welt. Sie tragen einen kurzwoiligen silbergrauen Pelz, durch den die blauschwarze Haut schimmert. Nach vierzehn Tagen öffnen sie die Augen. Nach vier Wochen sind sie muntere grauwoilige Dinger mit weißen Schwanzspitzen und fahler Stirnbinde, die vor dem Bau spielen und tollen oder behaglich in der Sonne liegen.

Oft steht Vater Reineke der Petze in dieser schweren Zeit bei und schleppt heran, was er erwischen kann: Mai-, Mist- und Rüsselkäfer, Regenwürmer, Schnecken und Frösche, Mäuse, Maulwürfe und Ratten, Eidechsen, Blindschleichen und Ringelnattern, Vögel sowie geraubte Hühner und gerissene Hasen. Hat er sich irgendwo an einem Aas den Bauch vollschlagen können, so bricht er den Überfluss vor den Jungen aus. Eben sooft trägt aber die Petze die ganze Last der Aufzucht allein und magert in dieser Zeit entsetzlich ab. Sie ist es, die sich dann tollkühn in die Gehöfte wagt, Hühner, Enten und sogar Gänse reißt, Kätzchen raubt, Junghasen und Rehkitze überfällt.

Im Sommer zieht die ganze Fuchsfamilie dann gern in die Getreidefelder. Und bald darauf unternehmen die Jungfüchse schon selbständige Streifzüge. Viel Lehrgeld müssen die jungen Raubjunker im Anfang zahlen. Unerbittlich geht die große Auslese vor sich. Nicht selten kommt nur einer von sechs in den Winter.

Marderhund oder Enok (Nycterotesprocygnides)



In seiner gestreckten und niederen Gestalt mit dem sehr kurzen Schwanz erinnert der Marderhund Ostasiens entfernt an den amerikanischen Waldhund, mit dem er vielleicht auch verwandt ist. Sonst aber gleicht er eher einem Waschbären als einem Marder oder Fuchs. Er scheint auch keinen festen Bau zu bewohnen, sondern nur gern in verlassene Erdhöhlen einzuschlafen, um hier den Tag zu verschlafen.

Bewohnt das Amurgebiet, Nordchina und Japan;

Länge 60 – 70 cm, Schwanz 10 – 15 cm, Schulterhöhe 20 – 25 cm;

Pelz reich, lang und struppig, oberseits vorwiegend graubräunlich, unterseits hellbraun; hat ein dunkelbraunes Schulterband, das sich bis zu den Vorderläufen hinzieht, ein dunkelgraues Gesicht mit großen schwarzen Augenringen, weißer Oberlippe, dicht behaarter Stirn und grauem Backenbart.

Der Marderhund wurde Ende der zwanziger Jahre in der Ukraine ausgesetzt und erreichte etwa 1960 unser Gebiet. Leidenschaftlich liegt er dem Fischfang ob und zeigt dabei, dass er gut schwimmen und auch tauchen kann. Sonst ernährt er sich als ausgesprochener Allesfresser und gelegentlicher Aasfresser von Beeren und Früchten, Insekten und Vögeln. Von den Holzäpfeln und Eicheln soll er sich Vorräte in einem verlassenen Fuchsbau zusammentragen und hier gleich dem Dachs einen leichten und kurzen Winterschlaf halten. Schon diese Tatsache unterstreicht seine große Außenseiterstellung unter den Hundeartigen. Wie der Dachs ist auch er immer wieder einmal mitten im Winter zu spüren.

Dachs (*Meles meles*)

Bewohnt fast ganz Europa und das gemäßigte Asien bis Japan.

Länge 75 - 85 cm, Schwanz 18 cm, Schulterhöhe 30 - 32 cm.

Pelz sehr straff, fast borstenartig, aber dennoch glänzend, oberseits weißgrau, schwarz gemischt, am Kopf weiß, seitlich rötlich, unterseits schwarzbraun; kennzeichnet sich besonders durch zwei breite matt-schwarze Streifen, die beiderseits der Schnauze über die Augen und die weiß gerandeten Ohren bis in den Nacken verlaufen.

Wie viele andere Marder paart sich auch der Dachs im Hochsommer, erlebt im Winter noch einmal eine so genannte Scheinranz und bringt seine Jungen ebenfalls erst im nächsten Frühjahr zur Welt. Zuerst sind die weißwolligen Jungdachse nicht viel größer als eine Maus und fast vier Wochen lang blind. Die Dächsin behütet sie in ihrem besonders warm, weich und mollig gepolsterten Kessel, säugt sie zehn Wochen lang und pappelt sie weitere sechs Wochen mit vorverdauter und von ihr ausgebrochener Speise auf. Erst nach dem vierten Lebensmonat sind sie imstande, mit der Mutter auf Futtersuche zu gehen und feste Nahrung aufzunehmen.

Der Dachs selbst kümmert sich nicht um seine Familie geht vielmehr gleich nach der Ranz wieder seine eigenen Wege, Auch während des Winterschlafes liebt er keine Gesellschaft. Er zehrt in dieser Zeit von der eigenen Speckschwarte. Im Frühjahr sind die dickwanstigen Schmalzmänner, denen im Herbst der Bauch auf der Erde schleift dann klapperdürr.

Niemals schläft der Dachs übrigens so fest wie die andern Winterschläfer. Er döst und ruht eigentlich nur und ist sofort wieder hellwach, wenn Gefahr droht. Immer wieder muss er einmal den warmen Bau verlassen, um sich zu lösen und seinen Durst zu stillen. Eine Dachsfährte im Schnee ist darum durchaus keine Seltenheit.

Seinen tiefen Bau, den er häufig mit Fuchs und Wildkaninchen teilt, finden wir am häufigsten an sonnigen und baumbestandenen Südhängen, meist hinter dem dichten Verhau hoher Brennesseln, hier und da aber auch unter einsamen Gehöften. Er weiß seine weit verzweigte und umfangreiche Burg mit den bärenstarken und kräftig bekrallten Pranten so meisterhaft zwischen dem eng verfilzten Wurzelwerk der Bäume und dem Bodengestein anzulegen, dass ihm kaum beizukommen ist. Außerdem weisen die unterirdischen Gänge so viele überraschende Rutschbahnen und tückische Engpässe auf, dass sich die Jäger scheuen, ihre wertvollen Dachshunde hineinzuschicken. Und er selbst beachtet beim Verlassen und Einfahren eine derartige Vorsicht, gebraucht so viele Listen, wie wir es bei keinem anderen Höhlenbewohner beobachten können. Auch während seiner nächtlichen Streifzüge meidet er die Begegnung mit Mensch und Tier, obwohl er kaum einen ernst zu nehmenden Feind besitzt. Im Ernstfall wehrt er sich seiner Haut so nachdrücklich, dass den wildernden Hunden Hören und Sehen vergeht. Er beißt zu, dass die Knochen knacken.



Stein- oder Hausmarder (Martes foina)



Bewohnt in 11 Unterarten ganz Europa bis zur Nord- und Ostsee, fehlt in Irland, Großbritannien, Island, Skandinavien und Nordrussland, ist dafür im Süden bis nach Palästina, Kaschmir und Sikkim sowie durch ganz Zentralasien bis zur Mandchurei verbreitet.

Länge 45 - 50 cm, Schwanz 25 cm.

Pelz kurzhaarig, oberseits grau- bis lichtbraun, an Schnauze, Stirn und Wangen aufgehellt; hat weiß gerandete Ohren, dunkelbraune Füße und kennzeichnet sich durch einen großen, zumeist weißen, seltener gelblichen Keh- und Halsfleck, der sich dem Bauche zu gabelt und bis zur Mitte der inneren Vorderbeine hinzieht; unterscheidet sich vom Edelmarder durch die etwas geringere Größe, die niedrigeren Beine, die ein wenig kürzere Schnauze und die kleineren Ohren.

Der Steinmarder ist im Gegensatz zum waldtreuen Edelmarder ein echter Kulturfolger, der dem Menschen möglichst dicht auf den Leib rückt. Am liebsten bewohnt er alte Gemäuer, Feldscheunen, Stallungen, Steinhäufen, Holzstöße, verlassene Erdbauten und natürliche Felshöhlen. Als Bodenräuber und durch die langwährende Verfolgung gewitzt, geht er frühestens bei Sonnenuntergang, meist erst nach Einbruch der Nacht auf Raub aus. Im Großen und Ganzen kann man ihn als einen sehr feinschmeckerischen Leichtköstler bezeichnen, der für sein Leben gern süße Beeren und Früchte, leckere Vogeleier, zarte Jungvögel, warmes Blut und frisches Gehirn verzehrt. Wo die Taubenschläge und Hühnerställe gut verwahrt sind, macht er sich als Mäuse- und Rattenvertilger recht nützlich.

Baum- oder Edelmarder (Martes martes)



Bewohnt in 7 Unterarten die Wälder ganz Europas von Nordspanien, Süditalien und dem nördlichen Balkan bis zur Baumgrenze im Norden Skandinaviens und Finnlands ist außerdem von Kleinasien und Persien bis nach Nordrussland und Westsibirien verbreitet.

Länge 50 - 55 cm, Schwanz 30 cm;

Pelz dicht, weich und glänzend, oberseits gelblich- bis dunkelbraun, an Schnauze, Stirn und Wangen lichtbraun, an den Körperseiten und am Bauch gelblich, an den Beinen schwarzbraun schattiert; die Kehle und der Unterhals sind oft dottergelb, manchmal aber auch nur weißlichgelb gefärbt, niemals jedoch ist dieser helle Fleck so lang gegabelt wie beim Steinmarder. Sein Lager schlägt der einzelgängerische Baummarder gern in alten Tauben-, Krähen- und Greifennestern, in Eichhörchenkobeln und hohlen Bäumen auf. Er paart sich im Hochsommer. Seine 3 - 5 Jungen kommen im Mai zur Welt und werden vom Weibchen allein betreut. Je urwüchsiger und unberührter der Wald ist, umso lieber ist er dem Baummarder. Die allgemein verbreitete Ansicht, dass er regelmäßig die Halsschlagader der angesprungenen Tiere zerreiße und zuerst ihr Blut trinke, hat sich als irrig erwiesen. Viel häufiger erwürgt er seine Opfer regelrecht mit den Vorderpfoten und schneidet erst danach den Hals an. Jung eingefangene Edelmarder werden erstaunlich zahm und vertragen sich sogar mit Hunden und Katzen.

Waldiltis – Ratz (*Mustela putorius*)

Bewohnt in 13 Unterarten fast ganz Europa, fehlt nur im hohen Norden und im äußersten Süden.

Länge 40 – 42 cm,
Schwanz 16 – 17 cm.

Pelz oberseits dunkelkastanien-braun, seitlich heller, unterseits schwarzbraun; kennzeichnet sich durch seine weiße Schnauze mit der schwarzen Nasenspitze, die breiten weißen Streifen über den Augen sowie die weißen Ohrränder; beim Männchen sind die weißen Zeichnungen etwas gelblich getönt.

Die Iltisse sind gestaltlich kräftiger und gedrungener, auch etwas stumpfschnäuziger als die Marder und Wiesel. In ihrem Charakter kennzeichnen sie sich durch eine langsamere und bedächtiger Art, die aber durchaus nichts mit Stumpfsinnigkeit zu tun hat. Vielmehr haben sie es gleich dem Steinmarder und dem Mauswiesel schon lange erkannt, dass es sich in der unmittelbaren Nähe des Menschen recht gut leben lässt. Besonders im Winter verlegen sie ihr Quartier fast regelmäßig aus dem Wald und Feldgehölz in die Dörfer und Kleinstädte. Hier hausen sie dann in Scheunen, Stallungen, Holzstadeln, unter Brücken und Stegen, in Hecken und hohlen Bäumen. Den Tag verschlafen sie in ihren Schlupfwinkeln, schlafen unwahrscheinlich tief, lange und so bewusstlos, dass der Ausspruch: „Er schläft wie ein Ratz!“ zu einem geflügelten Wort wurde. Zu der bequemeren Wesensart passt die Neigung dieser Raubmarder, sich richtige Vorratslager anzulegen. Auch der Brauch, sich in der Bedrängnis durch das Entleeren ihrer Stinkdrüsen sehr wirksam zu wehren, erlaubt ihnen, sich etwas behäbiger zu geben.

Unerbittlich verfolgt der äußerst bissige und raufstige Iltis vor allem die Ratten, Mäuse, Wühlmäuse und Hamster. Wo er im Winter einkehrt, räumt er fürchterlich unter den Nagern auf. Der einsichtige Landmann gewährt ihm darum gern Quartier und verwahrt nur seine Tauben, Hühner, Enten und Kaninchen noch besser. Ein Blutbad braucht er ohnehin nicht zu befürchten, da sich der Iltis jeweilig mit nur einem Riss begnügt. Wo er haust, gibt es auch bald keine Ringelnattern und Kreuzottern mehr. Selbst dem braven Igel und dem Maulwurf geht er an den Kragen. Zum Nachtisch liebt er Frösche, Fische, Obst und Honig sowie viele Vögel. Die Hennen mögen ihre Eier noch so gut verlegen, der Iltis findet sie und trägt sie eingeklemmt zwischen Brust und Kinn in seinen Schlupfwinkel. Die Fische schlägt er gleich den Katzen mit den Pfoten aus dem Wasser oder springt ihnen nach und zeigt, dass er vorzüglich tauchen kann. Die Frösche, die er nicht gleich zu verzehren vermag, beißt er ins Kreuz, lähmt sie auf diese Weise und trägt sie ebenfalls ein, so dass er jederzeit gleich nach dem Erwachen etwas zu fressen hat.

Das Weibchen bringt seine vier bis sechs Jungen am liebsten unter einem Reisighaufen im Walde oder einem Holzstapel im Bauernhof zur Welt. Die jungen Iltisse haben zuerst ein reinweißes Pelzchen und öffnen die Augen nicht vor dem vierzehnten Lebenstag. Im Alter von drei Wochen lernen sie schon das Räubern und gehen bereits nach drei Monaten ihre eigenen Wege.



Wiesel

Schlanker und geschmeidiger noch als die Marder, vor allem aber wesentlich kleiner sind die in 13 Arten weit über die ganze Welt verbreiteten Wiesel. Als kühne und raublustige, vorwiegend einzelgängerische Bodenräuber folgen sie den Nagern in ihre unterirdischen Burgen und scheuen selbst den Kampf mit großen bissigen Ratten und Hamstern nicht. Furcht ist ihnen völlig fremd. Tollkühn springen sie in der Bedrängnis jeden Feind, auch den Menschen an. Von den größeren Beutetieren trinken sie nur das Blut und verzehren lediglich das Gehirn. Ihr Biss zielt stets nach der Halsschlag-ader. Den bodenbrütenden Vögeln rauben sie die Eier und die Nestjungen. Sie vertilgen auf den Feldern und Wiesen aber auch zahlreiche Insekten sowie Schlangen und Lurche. Häufiger noch als die echten Marder sind sie auch tagsüber unterwegs.

Hermelin oder Großes Wiesel (*Mystela erminea*)



Bewohnt in 46 Unterarten ganz Europa vom Balkan und Algier bis nach Nordgrönland sowie Vorder-, Nord- und Mittelasien bis zur sibirischen Ostküste und Nordamerika.

Länge 24 – 28 cm,
Schwanz 8 – 10 cm,
Gewicht 125 – 450 g.

Pelz der mitteleuropäischen Unterart im Sommer oberseits braun-rötlich, unterseits weißgelblich, im Winter oberseits schneeweiß, nur die Schwanzspitze bleibt immer schwarz; im jahreszeitlichen Übergang ist der Pelz buntscheckig, bei den hochnordischen Unterarten dagegen immer weiß und bei den südeuro-

päischen Unterarten immer braunrötlich.

Mauswiesel (*Mystela nivalis*)

Bewohnt den gleichen Lebensraum wie das Hermelin;

Länge 16 – 18 cm, Schwanz 6 cm, Gewicht 60 – 115 g;
Pelz oberseits rötlichbraun, unterseits und an der Innenseite der Beine weiß; hat eine weißgerandete Oberlippe und je einen rundlichen braunen Fleck hinter den Mundwinkeln, oft auch braune Punkte auf dem weißen Bauch; die Schwanzspitze ist immer braun.



Fischotter (*Lutra lutra*)

Bewohnt in 13 Unterarten ganz Europa und Asien.

Länge 80 – 90 cm, Schwanz 40 - 42 cm, Gewicht 7 – 16 kg;

Pelz sehr dicht und glatt, oberseits dunkelbraun, unterseits lichter, unter dem Hals und an den Kopfseiten weißlich-graubraun; hat an der Unterlippe, dem Kinn und den Unterkiefern etliche kleine weiße Flecken sowie im Pelz versteckte, licht-braun gerandete Ohren.

Vollkommener noch als die Nerze sind die Otter dem Leben im Wasser angepasst. Ihr flacher und gestreckter Leib mit dem platten und rundlichen Kopf sowie dem langen und sich schnell verjüngenden Schwanz ist eine einzige fließende Linie, die fast an die torpedoförmige Gestalt der Robben erinnert. Mit dicht angelegten Vorderbeinen schießt dieser ungemein glatt bepelzte Körper, angetrieben von den rudern Hinterbeinen und den schlängelnden Bewegungen des Rumpfes und Schwanzes schlangengleich und fisch-schnell durch die Flut. Die Zehen sind durch Schwimmhäute verbunden, die Ohren mit Hilfe kleiner Klappen verschließbar. Der Pelz nimmt das Wasser nicht an. Das scharfe Gebiss hakt sich tief in die glatten und schlüpfrigen Fische, die ihre Hauptbeute darstellen.

Die Otter greifen regelmäßig vom Grunde der Gewässer her die Fische an, da diese nur schlecht unter sich zu schauen vermögen. Sie nutzen die Eigenheit der Fische, sich nach kurzer Flucht irgendwo am Ufer zu bergen. Ihre Jagdtaktik geht darum auch darauf hinaus, die Fische durch Schwanzschläge in die Buchten und Uferlöcher zu treiben, wo sie dann ihre sichere Beute werden.

Die große Raublust der Marder verführt die Otter, viel mehr Fische zu jagen und zu töten, als sie zu fressen vermögen. Sie kosten dann nur vom Gehirn und den besten Rückenstücken und können vor allem in den begrenzten Fischteichen, zu denen sie mit untrüglichen Instinkt weit über Berg und Tal finden, recht beträchtlichen Schaden anrichten.

Unser Fischotter ist an Bächen wie Flüssen, Teichen wie Seen zu Hause, liebt bebuschte und waldige Ufer, in denen er seine zahlreichen Bauten anlegt. Einen halben Meter unter dem Wasser-spiegel ist die Einfahrt, dann steigt der Gang etwa zwei Meter schief aufwärts und endet in einem geräumigen, mit Gras reichlich gepolsterten Kessel. Ein Landschacht sorgt für frische Luft. Bei uns verlässt der Vielverfolgte diesen Unterschlupf nicht vor Einbruch der Dämmerung. Wo er sich sicher fühlt, jagt er auch unter Tag. Im Wasser zeigt er sich als ein Meister im Schwimmen und Tauchen, ist nicht weniger wendig und behänd als ein Seehund. Kleine Fische verschluckt er schwimmend, größere trägt er ans Ufer, wo er an ganz bestimmten Stellen seine Mahlzeit hält. Neben Fischen jagt er auch Frösche und Molche, Krebse, Wasserratten und Wasservögel bis zur Größe einer Ente. Für frisches Gemüse, süßes Obst und leckere Vogeleier ist er wie alle Marder ebenfalls zu haben. An Land kriecht er fast schlangenhaft und überraschend schnell dahin. Im Winter schliddert er gern übers Eis und den barschen Schnee. Sichernd erhebt er sich hoch auf die Hinterbeine.

Das Weibchen wirft seine 2 – 4 blinden Jungen meistens im Mai und Juni. Doch kann man junge Fischotter auch fast zu jeder anderen Jahreszeit in den Kesseln finden. Wahrscheinlich ist die Ranz nicht periodisch gebunden und begrenzt. Die Alte säugt ihre Kinder ein reichliches halbes Jahr lang, betreut sie zärtlich und führt sie gründlich in ihr Räuberhandwerk ein. Oft hört man das helle Kichern und wohlklingende Pfeifen der sich tollenden Jungotter weithin. Leidenschaftlich gern spielen sie Rutschbahn an den Uferböschungen. Im Zorn und Schreck kreischen alle laut auf.



Wildkatze (Felis silvestris)



Bewohnt in rund 20 Unterarten noch ganz Europa, ganz Afrika außerhalb des Regenwaldes, Kleinasien bis Vorderindien und das gemäßigte Zentralasien bis zur Wüste Gobi, war bei uns schon fast ausgerottet.

Länge 80 – 90 cm, Schwanz 35 cm, Schulterhöhe 40 – 42 cm;

Pelz beim Kuder oberseits gelblich- bis schwarzgrau, bei der Katze gelblich grau, vom Rückgrat bis zum Bauch verwaschen quergestreift, unterseits lehmgelblich und schwarz getüpfelt, an Kehle und Kinn weißlich; kennzeichnet sich durch vier dunkle Streifen, die sich von der Stirn zwischen die Ohren hinziehen und von denen sich die beiden mittleren zu einem Streifen längs des Rückgrates vereinigen; hat einen ungewöhnlich dicken, walzenförmigen, wie abgehackt wirkenden Schwanz, der sich also überhaupt nicht verjüngt und wie die Beine Querringe und Querstreifen aufweist.

Waschbär oder Schupp (*Procyon Iotor*)



Bewohnt Nordamerika von Kanada bis Panama, Aussetzversuche 1927 in Hessen, nach 1974 bei uns gesichtet.
Länge 60 – 65 cm, Schwanz 25 cm, Schulterhöhe 30 – 35 cm;

Pelz lang, reich und dicht, oberseits vorwiegend schwärzlichgrau gemischt, am Schwanz schwarz-braun geringelt, im Gesicht und an den Ohrrändern gelblichweißgrau aufgehellt; kennzeichnet sich besonders durch das breite schwarzbraune Augen- und Wangenfeld und den schwarzbraunen Streifen, der von der Stirn über den Nasenrücken bis zur fuchsähnlichen Schnauzenspitze verläuft; die großen Augen stehen dicht beieinander, die Ohren sind sehr seitlich angesetzt; die Beine wirken verhältnismäßig hoch und dünn, die Füße schlankzehig, fast zierlich.

Wie es schon die Einbürgerung in Europa beweist, versteht es der Waschbär vorzüglich, sich den gegebenen Verhältnissen anzupassen und sich selbst in sehr dicht besiedelten Landschaften zu halten. Ursprünglich ein scheues und nächtlich lebendes Waldtier, ein heimlicher Höhlenbewohner und Baumkletterer, hat er sich zu einem echten Kulturfolger entwickelt, der in Amerika praktisch überall und selbst in den großen Industriestädten zu Hause ist. Er inspiziert die Mülltonnen, sucht die Hühnerställe und Taubenschläge heim, plündert die Obstgärten und Weinberge, dringt in jeden Winkel und nicht selten auch in Häuser ein. Noch besser als der Dachs weiß er sich unsichtbar zu machen und unterzutauchen. Im Gegensatz zu ihm beherrscht er aber alle Künste des hoch entwickelten Schleich- und Anstandräubers, ist ungleich behänder, gewandter, reger, gewitzter, mutiger und dreister, kann vorzüglich klettern, springen und schwimmen, entwickelt auch mehr Angriffslust und Geistesgegenwart. In der höchsten Not beißt und kratzt er wild um sich und gebraucht schließlich die List, sich tot zu stellen. Ganz schlaff und leblos hängt er dann in der Hand, die ihn ergriffen hat, und späht heimlich nach der Gelegenheit zum befreienden Biss oder Sprung aus.

Im Hinblick auf seinen Appetit und seinen reichhaltigen Speisezettel scheint ihm nichts lieber als das Fressen zu sein. In Wirklichkeit jedoch ist er ein wählerischer Feinschmecker, dessen Zunge keine Leckerei fremd ist. Ihm schmecken die Fliegen wie die Bienen, die Heuschrecken wie die Käfer, die Schnecken wie die Würmer, die Spinnen wie die Krebse, die Muscheln wie die Molche, die Mäuse wie die Ratten, die Tauben wie die Hühner, die Nüsse wie die Kastanien, die Beeren wie die Früchte, das Wurzelgemüse wie der Mais, Was ihm nicht ganz sauber dünkt, reibt er zwischen den ins Wasser getauchten Pfoten, die er geschickt wie Hände zu gebrauchen weiß. Aber auch sonst wischt er alles gern zwischen den Fingern, was er erbeutet hat, oder putzt es wenigstens im Grase ab.

Die Hochzeit feiert der Waschbär im Februar und März. Nach etwa 9–10 Wochen wirft das Weibchen in einer geschützten Höhle vier bis acht winzig kleine, blinde und hilflose Junge.

Rebhühner und Wachteln

Diese kleinen, rundlichen und kurzschwänzigen echten Hühner lassen sich gut als Feldhühner charakterisieren. Felder und Weiden, Ödländer und Moore, felsige Halden und Matten, Stein- und Halbwüsten bevorzugen sie alle und schätzen den Schutz des dichten Bodenbewuchses. Als flinke Läufer und Schlüpfer suchen sie sich laufend zu bergen, beherrschen von Jugend an die hohe Kunst des Sich Drückens und verlassen sich weitgehend auf ihre Schutzfarbe. Nur in der höchsten Not nehmen sie zu den Schwingen Zuflucht und baumen ebenso selten einmal auf. Auch die Nacht verbringen sie vorwiegend auf der Erde. Die Nester sind einfache Bodenmulden.

Rebhuhn (*Perdix perdix*)



Jahresvogel; bewohnt fast ganz Europa - fehlt jedoch in Spanien, Portugal, Südosteuropa und Nord-skandinavien - und verbreitet sich weit über Vorder-, Mittel- und Nordasien.

Länge 30 cm, Gewicht bis 450 g

Das Männchen kennzeichnet sich durch dunkelkastanienbraunen hufeisenförmigen Schild auf der hellgrauen Unterbrust. Orangerostbrauner Kopf. Bei der Henne sind die Oberflügeldeck- und Schulterfedern hell quer gebändert, beim Hahn nicht. Junghühner haben im ersten Jahr gelbe Ständer.

Das Rebhuhn ist den Feldern, Wiesen und Ödländern in Treue verschworen. Freilich braucht es zu seinem Schutz auch Hecken und Büsche, aber nur hart verfolgt dringt es in den Wald ein oder birgt sich im Röhricht. Außerordentlich standorttreu, verbleibt es zeitlebens in der Feldmark, in der es geboren wurde und lässt sich hier eher ausrotten, als dass es seinen Estand in einen anderen Landschaftswinkel verlegt.

Gewöhnlich läuft das Rebhuhn mit eingezogenem Hals und hochgewölbtem Rücken flott trippelnd dahin. Auf der Flucht reckt es den Kopf empor und fliegt erst im aller. letzten Augenblick auf. Jede kleine Bodensenke, jede flache Ackerfurche und jeder Grasbüschel werden als Deckung angenommen und genützt.

Im April batzt der Hahn eifrig, kämpft hitzig um die Henne, mit der er oft mehrere Jahre lang in fester Ehe lebt. Das Gelege von 10-20 Eiern versammelt das Weibchen im Mai und brütet es in 24 Tagen aus. Das Männchen steht Wache und füttert die Brütende. Den frisch geschlüpften Jungen schmecken zuerst vor allem Insekten. Später halten sie sich wie die Alten vorwiegend an Gräser und Kräuter, Getreidekörner und Unkrautsamen. Eine Leckerei sind die Puppen der Wiesen- und Wegameisen. Der Familienverband, die so genannte Kette oder Schar, bleibt bis zum nächsten Frühjahr zusammen.

Wachtel (*Coturnix coturnix*)



Teilzieher; bewohnt ganz Europa, fehlt weitgehend nur in Skandinavien und Finnland, und ist über Asien bis zum Baikalsee verbreitet, ist auch in Nordafrika zu Hause, überwintert im tropischen Afrika und Indien

Länge 17,8 cm

Gefieder vorwiegend sandbräunlich bis erdfarben, oberseits kräftig weißgelblich und schwarz längsgestreift, an den hellrostbräunlichen Flanken stark weiß gestreift; kennzeichnet sich durch rahmgelben Scheitel- und Überaugenstreif; hat hellbraun-rötliche Augen, horngrauen Schnabel und rötlich-blassgelbe Beine.

Bevorzugt Felder, Wiesen und Weiden sowie Ödländer.

Wie die Feldlerche den grauen Tag verkündet, so grüßt die Wachtel die nahende Nacht. Im raunenden Wald der Halme hält sie sich tagsüber verborgen, nimmt in den Mittagsstunden ein ausgiebiges Staubbad und wird erst gegen Abend munter. Hell und laut – vor allem während der Paarungszeit – schallt das dreisilbige „Quik-quik-ik“, das sich der Landmann als „Bück den Rück“ und „Flick die Bux“ oder „Bitt für mich“ übersetzt, durch die stillen Felder. Mit nickendem Kopf und eingezogenem Schwanz huscht sie als ein fast eirundes Hühnchen dahin, pickt nach knusprigen Insekten und verzehrt zahlreiche Unkrautsamen sowie Gras- und Kräuterspitzen.

Unter den standorttreuen Hühnervögeln ist die Wachtel ein rechter Vagabund und der einzige Zugvogel. Erst gegen Ende April/Anfang Mai trifft sie bei uns ein. Einsam und ungesellig, im Unfrieden mit allen anderen Vögeln und sogar untereinander lebend, treibt sie ihr scheues und heimliches Wesen. Heftig kämpfen die Männchen mit Schnabel, Krallen und Schlachtruf um die Weibchen. Erst im Juli sind in der flachen, nur wenig gepolsterten Mulde im hohen Getreide- oder Erbsenfeld die 8-15 birnenförmigen, dunkelbraun gefleckten Eier versammelt. Das Weibchen brütet 18 Tage lang. Das Männchen kümmert sich weder um das Gelege noch um die Jungen. Auch die Mutterfamilie löst sich bald wieder auf.

Vorn August an bis in den Oktober hinein sind die Wachteln dann schon wieder auf der Wanderschaft. Sie fliegen in kleinen Verbänden, ziehen in der Nacht, vereinigen sich unterwegs zu größeren Scharen und wachsen schließlich zu gewaltigen Heeren an. Ungeheuer sind die Verluste, die die Wachteln alljährlich durch Vogelfänger in Südeuropa erleiden. Als schlechte Flieger landen sie nämlich derartig erschöpft an den Küsten, dass sie wie besinnungslos niederfallen und mit der Hand gegriffen werden können. Kein Wunder, dass die Wachtel schon recht selten geworden ist.

Fasane

„Auch bei den Fasanen“, schreibt Brehm, „ist der Leib noch gedrunge, aber doch gestreckter gebaut als bei den Waldhühnern. Der Fuß ist langzehig und beim Männchen fast immer mehr oder weniger kräftig bespornt, der Schwanz gewöhnlich lang und breit, der Kopf teilweise nackt, oft mit Kämmen und Hautlappen, zuweilen auch mit Hörnern und Federbüschen geziert; das nach Alter und Geschlecht verschiedene Gefieder farbenprächtig und glänzend.“

Alle Arten bewohnen bewaldete, mindestens bebuschte Gelände, in denen sie Deckung finden; die einen das Gebirge, die anderen das Tiefland. Sie sind Standvögel, die aber das Bestreben haben, nach der Brutzeit umherzuschweifen und dabei Örtlichkeiten zu besuchen, auf denen man sie sonst nicht findet.

Sie gehen gut und können im schnellen Lauf fast mit allen anderen Hühnern wetteifern, fliegen aber schlecht und erheben sich deshalb auch nur im Notfall. Gewöhnlich gehen sie bedachtsam einher, den Hals eingezogen oder geneigt, den schönen Schwanz so weit erhoben, daß die Mittelfedern nicht auf der Erde schleifen. Bei rascherem Lauf beugen sie den Kopf mehr und tragen den Schwanz etwas höher, nehmen auch wohl die Flügel zu Hilfe. Der schwere Flug bringt ein lautes prasselndes Geräusch hervor; hat der Fasan jedoch eine gewisse Höhe erreicht, so schießt er mit ausgebreitetem Flügel und Schwanz in schiefer Ebene rasch dahin. Im Gezweig höherer Bäume pflegt er sich aufzurichten oder mit eingeknickten Beinen förmlich auf den Ast zu legen und das lange Spiel' fast senkrecht herabhängen zu lassen.

Unter sich leben die Fasanen außerhalb der Paarungszeit in Frieden, die Brunst aber erregt die Hähne und gibt Anlass zu ernsthaften Kämpfen. Bis zur Paarungszeit verbergen sie sich so viel wie möglich unter Gestrüpp. Sie baumen erst kurz vor dem Schlafengehen auf und bewegen sich tagsüber am Boden, zwischen Gebüsch und Gras ihre Nahrung suchend, von einem Versteck zum anderen schleichend. Ein Hahn pflegt mehrere Hennen zu führen, doch trifft man auch gemischte Völker, die aus mehreren Hähnen und zahlreichen Hennen bestehen.

Das Aufsuchen der Nahrung ist die Hauptbeschäftigung der Fasanen. Sie fressen vom Morgen bis zum Abend und ruhen höchstens während der Mittagsstunden in einer staubigen Mulde. Ihre Äsung besteht aus Pflanzenstoffen verschiedenster Art, vom Kern bis zur Beere und von der Knospe bis zum entfaltetem Blatt; nebenbei verzehren sie Insekten in allen Lebenszuständen, Schnecken, Weichtiere, auch wohl junge Frösche, Eidechsen und Schlangen.“

Dieser trefflichen Schilderung Brehms wäre nur noch hinzuzufügen, dass auch die Fasanen in der Regel Bodenbrüter sind und ein großes Gelege von durchschnittlich 8–12 Eiern versammeln. Die kleineren und recht schlicht gefärbten Weibchen brüten allein und führen und betreuen die nestflüchtigen Jungen.

Von den rund 250 Arten bewohnen über zwei Drittel die Alte Welt. Das Hauptverbreitungsgebiet liegt im tropischen Zentralasien und in Südostasien. Darauf deutet auch das märchenhaft bunte und prachtvolle Gefieder der Hähne, das mit Worten kaum zu beschreiben ist, mit den herrlichsten Farben nur so prunkt, vor allem metallisch grün und blau, golden und silbern schimmert, von einer Farbtönung in die andere hinüberspielt, bei jeder Bewegung und je nach dem Lichteinfall anders aufleuchtet und zu allem Überflus noch reich mit Sichelmonden, Pfeilen und Säumen verziert ist.

Jagd- oder Edelfasan (*Phasianus colchicas*)

Jahresvogel; bewohnt heute als ein seit vielen Jahrhunderten eingeführter Jagdvogel fast ganz Europa und Asien, fehlt eigentlich nur in West- und Südspanien, Portugal, Sardinien, Süditalien, Sizilien, Griechenland, Norwegen, Mittel- und Nordschweden und den baltischen Staaten, stammt vorn östlichen Ufer des Schwarzen Meeres

Länge des Hahnes 76 – 89 cm, der Henne 53 – 64 cm; Hahn bis 1,5 kg, Henne bis 1 kg
Gefieder durch die Einkreuzung der verschiedensten mittel- und ostasiatischen Rassen sehr variabel, immer aber sehr bunt: mit glänzend dunkelgrünem Kopf, scharlachroten Hautlappen über den Augen und kurzen Ohrbüscheln, sehr oft auch mit weißem Halsring; das Weibchen ist wie bei den meisten Fasanen schlicht gelblichbraun, schwärzlich gefleckt und kurzschwänziger.

Großtrappe (Otis tarda)



Jahresvogel; bewohnt vor allem Spanien, Nordostdeutschland und Südosteuropa sowie Westasien bis zum Altai, kommt in Ostasien in zwei Unterarten vor, streift nordwärts bis zu den Britischen Inseln sowie nach Schweden und Finnland, brütet in Deutschland noch in Pommern, Sachsen-Anhalt und der Mark Brandenburg.

Länge des Männchens 102 cm, des Weibchens 82 cm

Gefieder an Kopf und Hals hellgrau, oberseits sonst rotbräunlich, schwarz gebändert, unterseits weiß, mit kastanienbrauner Brust; hat tiefbraune Augen, schwärzlichen Schnabel und graulich-hornfarbene Beine mit drei starken kurzen Zehen; dem Weibchen fehlen das braune Brustband und der grauweiße Bart.

Die Trappen sind die kräftigsten und schwersten einheimischen Vögel. Der ausgewachsene "Hahn, der erst im fünften Lebensjahr fortpflanzungsfähig wird, erreicht ein Gewicht bis zu 15 kg. Er überragt die wesentlich kleineren und schlankeren Weibchen beträchtlich und fällt schon von weitem durch seinen massigen Leib, den dicken Hals und die überaus kräftigen Beine auf. Außerdem ziert ihn ein grauweißer Borstenbart. Seine ganze wuchtige Größe und zugleich majestätische Schönheit aber offenbart sich erst während der Balz. Dann stülpt er nämlich sein ganzes graubraunes Gefieder buchstäblich um, so dass er urplötzlich als ein gewaltiger weißer Federbusch im Felde steht und sich heftig trampelnd oder „trappend“ um sich selbst dreht. Den Kehlsack bläst er dabei zu Fußballgröße auf, stellt den Bart gleich Hörnern auf und erbebt bis in die letzte Federspitze.

Dieses großartige Schauspiel ist eine echte Solodarbietung, denn der Konkurrenten sind bei dem Überschuss an Weibchen nur wenige, und diese nähern sich ihm von selbst voller Ergebenheit, sobald sie ihre Bodenmulde gedreht haben. Eine Paarbildung erfolgt bei den ehelos lebenden Trappen nicht. Der Hahn wird vielmehr von mehreren Weibchen aufgesucht. Er hält sie aber auch nicht zu einem Harem zusammen. Und oft geschieht es, dass die Weibchen reihum zu den verschiedensten Hähnen gehen. Ohne Hilfe der Männchen brüten sie dann ihre 2 - 3, bei den kleineren Arten 3 - 4 Eier aus, führen und füttern die Jungen und schließen sich später zu kleinen Trupps zusammen, die aus mehreren benachbarten Mutterfamilien bestehen. Der geschlechtsreife Hahn gesellt sich nach der Paarungszeit zu diesen Verbänden und spielt die Rolle eines besonders aufmerksamen Wächters. Die heranwachsenden Junghähne aber bilden so genannte Junggesellenvereine.

Blässhuhn (*Fulica atra*)



Ralle; Teilzieher; bewohnt ganz Eurasien mit Ausnahme des hohen Nordens sowie die indoaustralische Inselwelt bis nach Australien, überwintert zum großen Teil in Mittel- und Südeuropa;

Länge 38 cm

Gefieder durchwegs schieferschwarz, am Kopf pechschwarz glänzend, hat große blendend weiße Stirnplatte, weißlichen Schnabel, hellrote Augen und grau-grüne Beine mit gelblichen Zehen, die breite Schwimmklappen aufweisen.

Bevorzugt Teiche mit reichem Schilf- und Röhrichtsaum, wagt sich wesentlich öfter als die anderen Rallen auf die freie Wasserfläche, nistet im Schilf.

Das fast entengroße Blässhuhn ist eine Ralle, die zum echten Schwimmvogel wurde und auch ganz leidlich zu tauchen vermag. Mit einem drolligen Kopfsprung drückt es sich unter den Wasser-spiegel, rudert hier kräftig mit Hilfe der Flügel und holt sich die im Gewirr der untergetauchten Wasserpflanzen lebenden Insekten, Schnecken, Larven, Krebschen und Muscheln sowie zarte Teile dieser Pflanzen selbst. Fischbrut und Jungfische dagegen wurden entgegen der landläufigen Meinung der Fischzüchter noch niemals in ihrem Magen gefunden.

Wo sich im Frühjahr ein Blässhuhn-paar eingefunden hat, verrät es sich schnell durch seine große Stimmfreudigkeit. Laut und kurz bellt es sein unverkennbares „Köw“ über den Teich, den es möglichst ganz allein für sich haben möchte. Immer wieder wird jeder Nebenbuhler der eigenen Art wie jedes andere Wassergeflügel angegriffen, bis dieses Ziel erreicht ist. Das Schwimm- oder Ufernest steht im Schutze des Röhrichts, auf der dem Wasser zugekehrten Seite, und ist recht sorgfältig aus Binsen, Halmen und Rispen geflochten. Das Gelege umfasst 7 - 15 gelbbräunliche Eier, die von beiden Partnern in etwa 20 - 21 Tagen ausgebrütet werden. Die schwarzdaunigen Jungen kennzeichnen sich durch brennendrote Köpfchen, können sofort schwimmen, werden in den ersten Tagen noch geatzt und in der Deckung des Röhrichts gehalten. Sie machen sich schon selbständig, noch ehe sie flügge sind.

Abgesehen vom charakteristischen Ruf erkennen wir das Blässhuhn leicht an der leuchtendweißen Stirnplatte, die gleichsam das bei ihnen fehlende „Schlusslicht“ der weißen Unterschwanzdecken ersetzt. Aufgescheucht, rennt es flatternd weit über den Wasserspiegel, ehe es sich in die Luft zu erheben vermag. Die Fluchrichtung ist stets da Röhricht, aus dem es dann heftig und laut heraus-schimpft

(grünfüßiges) Teichhuhn (*Gallinula chloropus*)



Ralle; Teilzieher; bewohnt ganz Eurasien mit Ausnahme des hohen Nordens und verbreitet sich in etlichen Unterarten über die ganze Erde, fehlt lediglich in Australien und Nordasien, überwintert in den Mittelmeerländern sowie in Ägypten und Westafrika;

Länge 33 cm

Gefieder oberseits dunkelbraun bis schwärzlich, an Kopf, Hals und Unterseite grauschwarz, an den Flanken kräftig weiß gefleckt, an den Unterschwanzdecken schneeweiß; hat große hochrote Stirnplatte, lackroten Schnabel mit gelber Spitze, roten Augenring und grüne Beine mit rotem „Strumpfband“ über dem Gelenk.

Bevorzugt kleine verschilfte Gewässer und angrenzende Wiesen, nistet im Röhricht, stellt das Nest auch in niedere Büsche am und im Wasser, seltener auf Bäume; ruft rau und durchdringend, im Früh-jahr sehr anhaltend „Kürrk“ oder „Kittick“.

Es ist ein liebliches Bild, wenn die alten Teichhühner gegen Abend ihre sechs bis zehn kohlschwarzen, am Kopf blau und rot gezeichneten Jungen ausführen und fast ununterbrochen ihr sanft lockendes „Gurr-gurr“ ausstoßen. Dazu wackeln sie beim Schwimmen so lebhaft mit dem aufgestellten Schwanz, dass der schneeweiße Steiß wie ein Schlusslicht leuchtet und die kleinen Kerlchen immer wieder den Anschluss finden lässt. Das Männchen ist sorglich darauf bedacht, die Kleinen möglichst im Schatten des Röhrichts zu halten. Bei drohender Gefahr warnen die Alten laut, und im Handumdrehen ist die ganze Familie verschwunden, als ob sie das Wasser verschluckt hätte. Die Wasserpflanzen bieten ja reichlich Deckung, und in dieser verharrt das Völklein, bis sich der Störenfried wieder entfernt hat. Zu tauchen vermögen sie nur für wenige Sekunden. Und da diese zierlichen Geschöpfe so federleicht sind und dem Wasser sehr locker aufliegen, müssen sie dazu einen richtigen Anlauf nehmen, sich erst aufrichten und dann mit Schwung kopfüber in die Tiefe drücken. Wie es die überlangen Zehen schon verraten, bewegt sich das Teichhuhn sehr behänd auf schwankendem Grund, läuft flink über die schwimmenden Blätter der Wasserpflanzen, versteht sogar im Röhricht an den Halmen emporzusteigen, von denen es dann immer mehrere zugleich umfasst. Nicht selten klettert es hoch in die Büsche, um hier Beeren zu picken. Denn außer Wasserinsekten und deren Larven sowie Kaulquappen, Würmern und Schnecken verzehrt es auch viele Pflanzenstoffe, weidet die Algen ab und verzehrt junge Saat, Grasspitzen und frische Triebe.

Die Jungen bekommen in den ersten Tagen die Nahrung zugetragen. Da aber der ersten Brut schnell eine zweite und oft noch eine dritte folgt, vermögen die viel beschäftigten Alten die vielen Kinder gar nicht ausreichend zu füttern. Hier setzt dann eine Art von Geschwisterhilfe ein. Das heißt, die Jungen der ersten Brut füttern die Küken der zweiten und dritten Brut. Diese überreiche Nachkommenschaft erklärt auch, dass die Teichhühner ihre Brutreviere sehr heftig verteidigen. Selbst großen Enten springen sie auf den Rücken und bearbeiten sie mit Flügelschlägen und Krallenhieben.

Feldgänse (Anserae)

Die Wildgänse sind merklich kleiner als die Schwäne und unterscheiden sich außerdem klar durch höhere Beine und kürzere Hälse. In der Nähe wird deutlich, dass ihr Schnabel kein flacher Seiher, sondern mehr ein Weideschnabel ist. Denn die lauftüchtigen Gänse sind viel weniger als die Schwäne, Enten und Säger an das Wasser gebunden. In den Nächten wandern sie vielmehr weit über die Wiesen, Äcker und Felder, um hier keimende Gräser, schoßendes Getreide, frischen Klee und zarte Kräuter sowie allerlei Sämereien, Wurzeln und auch Feldfrüchte zu verzehren. Natürlich halten sie sich als gute Schwimmer, die sich weithin durch ihren geringen Tiefgang und das auffällig hohe Heck von den Enten unterscheiden, auch an Wasserpflanzen. Vor allem in der Brutzeit bevorzugen sie die Nähe der Gewässer und führen diesen auch die frisch geschlüpften Jungen schon am zweiten Lebenstage zu. Die Junggänse schlabbern begeistert Wasserlinsen, lernen das Gründeln und schließlich auch ein wenig das Tauchen. Sie werden von den Alten in der Deckung des Röhrichs gehalten. Erst später dürfen sie die Eltern auf den Weidegang begleiten.



Graugans (Anser anser)

Teilzieher; bewohnt in zwei Rassen Island, Schottland, die Küstensäume von Norwegen, Schweden und Finnland, brütet in Mitteleuropa nur noch in Nord- und Ostdeutschland sowie im Burgenland und an den Eisgruber Teichen, verbreitet sich über ganz Osteuropa, Mittel- und Nordasien bis nach Kamtschatka, überwintert teilweise im Brutgebiet sowie in Mittel- und Südeuropa bzw. im Schwarzmeergebiet oder in Nordwestindien.

Länge 76 – 89 cm.

Gefieder oberseits bräunlichgrau, unterseits gelblichgrau; hat in Westeuropa einen orangefarbenen, in Osteuropa einen fleischfarbenen Schnabel.

Bevorzugt weite Brüche und Moore in der Nähe von Wiesen und Äckern, nistet im Sumpf und Schilf jedoch an ausgesprochen trockenen Stellen, brütet gern in lockerer Geselligkeit.

Die Graugans ist die Wildgans schlechthin und die Stammform unserer in Vielehe lebenden Hausgänse. Früher war sie an allen stehenden Gewässern unserer Heimat zu Hause. Sie gibt sich außerordentlich vorsichtig und misstrauisch, hält eine große Fluchtdistanz ein und meidet als kluger Vogel tunlichst jegliche Berührung mit dem Menschen.

Waldschnepfe (Scolopax rusticola)



Teilzieher; bewohnt die Wälder fast ganz Eurasiens von Frankreich bis nach Japan, fehlt in den Mittelmeerländern, überwintert aber daselbst sowie in Südasien, vereinzelt auch schon in England und Südwesteuropa

Länge gut 34 cm

Gefieder oberseits bodenlaubfarben, also rostgrau, rostgelb, graubraun und schwarz gefleckt, Scheitel und Nacken schwarz und rostgelb quer gebändert, unterseits graugelblich gewellt; hat große braune Augen, horngrauen Schnabel und Fuß

Bevorzugt feuchte unterholzreiche Wälder mit üppiger Bodenvegetation, nistet viel an Baumwurzeln.

Im Flug ist die Waldschnepfe leicht an den runden Flügeln, dem kurzen Hals und dem sehr langen Schnabel zu erkennen.

Schnepfen (*Scolopacidae*)

Kräftiger walzenförmiger Leib, schmaler, gleichsam zusammengedrückter und ungewöhnlich hochstirniger Kopf, auffallend große und sehr weit oben und hinten sitzende Augen, langer biegsamer Schnabel, breite gewölbte oder spitze gewinkelte Flügel, kurzer gerundeter Schwanz und verhältnismäßig niedere und schwache Läufe – das sind die Kennzeichen der eigentlichen Schnepfen. Als Wurmspezialisten bevorzugen sie fast ausschließlich feuchte und sumpfige Orte und verfügen in ihrem Schnabel über ein geradezu raffiniert konstruiertes Werkzeug.

Der Oberschnabel kann nämlich, wenn ihn die Würmer suchende Schnepfe in den weichen Grund gebohrt hat, im vordersten Drittel aufgesperrt werden, ohne dass sich der Unterschnabel – der im Oberkiefer wie in einer Rinne liegt – bewegt. Dem Wurm wird damit eine Gasse geöffnet, die in die Schnabelröhre führt. Und er muss sich in diese Röhre schlängeln, weil ihn viele kleine Widerhaken am Gaumenrand wie an der Zunge des Vogels sonst festhalten. So verzehren die Schnepfen die entdeckten Würmer praktisch schon in der Erde, also beim Wurmen selbst. Sie können das auch in aller Ruhe tun, da ihnen die so ungewöhnlich hoch und hinten am Kopf sitzenden Augen während dieser Tätigkeit eine gute Sicht über die nächste Umgebung vermitteln.

Die Größe dieser Augen verrät, dass die Schnepfen vorwiegend Dämmerungs- und Nachtvögel sind. Im schwachen Licht des scheidenden Tages, in der Dämmerung der abendlichen Wälder und im Dunkel der Moore wird ihr erd-, laub- und rindenfarbened Gefieder zu einem wunderbaren Tarnkleid. Bei Gefahr fliegen sie nicht auf, sondern erstarren, verharren unbeweglich oder drücken sich rasch auf den Boden oder trippeln geduckt und fast schleichend der nächsten Deckung zu. Zur Flucht bequemen sie sich erst dann, wenn sie sich entdeckt oder unmittelbar bedroht fühlen. Das Aufschwingen erfolgt fast regelmäßig so jäh und ist mit einem so lauten Geräusch verbunden, dass der Störenfried erschrocken stutzt und der Vogel ungehindert entkommt. Niedrig und reißend schnell stürmt er davon, beschreibt Bogen, schlägt Haken und gleitet im Niedergehen noch weit über den Boden hin. Nach dem Aufsetzen läuft er sofort geduckt weiter.

Bekassine oder Sumpfschnepfe (*Capella gallinago*)

Teilzieher; bewohnt ganz West-, Mittel-, Ost- und Nordeuropa sowie das angrenzende Asien bis zum nördlichsten Nordamerika, überwintert in Südeuropa und Nordafrika

Länge knapp 27 cm, Gewicht 100 – 150 g

Gefieder oberseits schwarzbraun, mit breitem rostgelbem Scheitelstreif und vier rostgelben Rücken- und Schulter-Längsstreifen, am Vorderhalse grau und hier wie auf der Oberbrust und an den Flanken dunkel gefleckt, sonst unterseits weiß; kennzeichnet sich durch den hell und dunkel längs gestreiften Kopf und den orangefarbenen, nur schmal weiß gesäumten Schwanz; hat dunkelbraune Augen, schwarzen Schnabel und dunkel hornfarbene Füße.

Im Frühjahr und auch im Herbst vollführen die Männchen beeindruckende Balzflüge über ihren Brutgebieten. Sie steigen steil bis zu einer Höhe von 100 m auf. Hier fliegen sie mit schnellen, ruckartigen Flügelschlägen im Kreise herum, um sich, oft mehrmals hintereinander, plötzlich kopfüber, mit halbangelegten Schwingen und breit gefächertem Schwanz, 10-15 m tief hinabzustürzen. Hierbei werden die äußeren, ab gespreizten Schwanzfedern in Schwingungen versetzt, die durch ruckartige Flügelschläge rhythmisch unterbrochen werden. Die Schwanzfedern sind im Schaft versteift, so dass der von den Flügeln abgeleitete Luftstrom sie nicht knicken kann. Diese Schwanzfedern erzeugen das bekannte trillernd-meckernde Geräusch, das der Bekassine den Namen Himmelsziege eingebracht hat. Der Sturzflug währt etwa 2 Sekunden, dann steigt der Vogel wieder zur ursprünglichen Höhe auf, um wieder herabzupurzeln.

Ab Anfang April bauen sie ihre Nester in den Wiesen auf Grasbüscheln, in sumpfigen Gebieten auf leicht erhöhten, trockeneren Flecken. Das Weibchen brütet das meist aus 4 Eiern bestehende Gelege in etwa 20 Tagen aus. Die Küken können direkt nach dem Schlüpfen das Nest verlassen und sind mit 3 – 4 Wochen flugfähig und selbständig.



Seeadler (*Haliaeetus albicilla*)



Teilzieher; brütet an den Küsten Norwegens, Schweden und Finnlands, verbreitet sich über Ostpreußen und die baltischen Staaten bis nach Mittel- und Nordasien, Grönland, Island und Nordamerika, ist auch auf Korsika und Sardinien, in Südfrankreich sowie ganz Südosteuropa und Kleinasien zu Hause, wandert im Winter westwärts bis nach Westeuropa

Länge 69 – 91 cm, spannt bis zu 225 cm

Bevorzugt felsige Klippenküsten und einsame Binnenseen, nistet auf Felsklippen und hohen Bäumen, selten einmal auf der Erde, legt im März zwei weiße Eier.

Im Flug wirken die Adler stolz und majestätisch. Charakteristisch für das Flugbild sind der große Kopf, die fingerartig weit gespreizten Schwingenspitzen und der ziemlich lange, deutlich abgerundete Schwanz. Als ausgezeichnete Segler verstehen sie es großartig, die Aufwinde zu nützen. Aufgebäumt nehmen sie sich auch noch recht stattlich und königlich aus. Im Laufen aber sind sie ausgesprochen unbeholfen, schreiten langsam und wiegend, fast balancierend dahin oder hüpfen täppisch in großen Sprüngen los und müssen dabei noch die Flügel zu Hilfe nehmen. Auch beim Abflug vom flachen Boden nehmen sie einen höchst ungeschickt wirkenden hüpfenden Anlauf.

Auf hohen Eichen haben sie Sicht und Weite und können nicht überrumpelt werden. Denn so kühn und gewalttätig die Seeadler sind, dem Menschen, der sie unerbittlich verfolgte, weichen sie aus, wenn es nur irgendwie möglich ist, Sie versuchen nicht einmal, ihren Horst, ihre Eier oder Jungen zu verteidigen.

Meterhoch, aus dicken Knüppeln aufgetürmt, ist der auffallend flachmuldige Horst, in dessen Unterbau oft Sperlinge und Bachstelzen nisten. Immer werden die Eier von einem der auf Lebenszeit miteinander verbundenen Seeadler bewacht. Denn nicht nur fanatische Eiersammler bedrohen noch immer – obwohl der Seeadler unter Naturschutz steht – das Gelege, sondern auch Elster, Eichelhäher, Krähe und Eichhörnchen sind hinter diesen Leckerbissen her. Der Horstbaum wird vom Adlerpaar erst dann angefliegen, wenn die Umgebung aus großer Höhe gründlichst überprüft und die Luft als rein befunden wurde. Im blitzschnellen Sturzflug fallen die Vögel dann vom Himmel in den Wipfel. Der entdeckte Beobachter kann stundenlang auf das Einfallen warten und wird es dennoch nicht erleben. Ebenso vorsichtig wird der Horst auch wieder verlassen. Später, wenn die Adlerjungen ausgeschlüpft sind und der Vater herbeischleppt, was See und Wald, Au und Wiese bieten, verwandelt sich der Horst in eine zum Himmel stinkende Schlachtbank. Fische, Enten, Wasserhühner, Hasen, Kaninchen und Igel verfüttert die Adlerin. Selbst Füchse und schwache Rehe müssen daran glauben, wenn sie erst selbst auf Raub ausfliegt. Allständig kreischt dann der Schwarm der grauen Nebelkrähen um den Horstbaum, belagert ihn förmlich und stiehlt frech die Reste vom Tisch des Großen. Weithin verraten sie dem Kundigen, wo sich die heimliche Wiege der Königskinder befindet, die wohl nach sieben Wochen schon durch den Wipfel turnen, aber erst Ende Juni richtig flugfähig sind.

Grau- oder Fischreiher (*Ardea cinerea*)

Teilzieher, bewohnt fast ganz Europa, Asien bis nach Indien und Java sowie weite Teile Afrikas, überwintert in West- und Südeuropa, am Mittelmeer, zieht vereinzelt bis nach Südafrika.

Länge bis 91 cm.

Gefieder oberseits hell aschgrau, weiß gebändert, mit weißem Kopf, weißgrauem Hals, schwarzen Tragtaschen, Flanken und Schwingen, unterseits weiß; kennzeichnet sich durch schwarzen Augestreif, drei lange schwarze Schopffedern und dünne schwarze Längsstriche am Vorderhals; hat strohgelben Schnabel, gelbe Augen und bräunliche Füße.

Bevorzugt feuchte Wiesen an Bächen, Flüssen und Teichen, nistet kolonieweise in hohen Bäumen, legt 3 – 6 grüne Eier, brütet 25 – 26 Tage lang.

Als geduckte Schleicher steigen die Reiher langsam und lautlos durch die Sumpfwiesen, das Röhricht und das Seichtwasser. Kein Plätschern verrät ihren Schritt, und unwahrscheinlich lange können sie bewegungslos lauernd am Fleck verharren. Immer wird der Kopf und Hals tief zwischen die Schultern gezogen. Der sehr starke Bajonetschnabel ruht auf dem vorgewölbten Kropf und ist stoßbereit zum



Wasserspiegel gerichtet; gleich einer geschleuderten Lanze schießt er jäh vor und harpuniert treffsicher die beschlichenen Beutetiere. Da der der Harpunierschnabel der Reiher als aufspießendes Bajonett eine besonders konstruierte Halswirbelsäule erfordert, vermögen sie Kopf und Hals nur wenig seitlich zu wenden. Die Aufgaben der Bürzeldrüse wurden deshalb durch zahlreiche Puderdaunen übernommen, die sich auf den Schulterbeinen, in der Leistenengegend und auf dem Bürzel befinden.

Im Flug unterscheiden sich die Reiher von allen anderen Storchartigen durch den eingezogenen, auf die Schultern zurückgenommenen Hals. Sie rudern verhältnismäßig langsam durch die Luft, fliegen aber sehr ausdauernd. Die großen kräftigen Zehen vermögen Schilfhalm wie Zweige gut zu umfassen, so dass ihnen das Klettern im Röhricht und Gezweig nicht schwerfällt. Aufgescheucht, baumen viele Reiher regelmäßig auf. Ebenso befinden sich die volkreichen Brutkolonien der meisten Arten in den Wipfeln der Bäume.

In den Brutkolonien des Fischreihers geht es ungewöhnlich lebhaft und lärmend zu. Schon von weitem sind die vom Kot weißgetünchten Bäume zu erkennen, ist der Zank der vielen Pärchen zu hören und, wenn später gefüttert wird, auch der Gestank wahrzunehmen. Viel Geschrei gibt es schon, ehe jedes Paar seinen Platz in den Kronen gefunden hat. Die richtige Streiterei aber hebt erst an, wenn sie dann die kunstlos aus wenigen Reisern zusammengesteckten, betont flachen, etwa einen Meter breiten Horste bauen. Denn nun streiten und zerren sie sich um jeden Stecken, bestehen sich unaufhörlich gegenseitig und vollführen einen Mordsspektakel. Immer wieder versuchen unbeweibt gebliebene Männchen die schon geschlossenen Ehen wieder zu sprengen.

Die verpaarten Männchen und Weibchen, die sich oft zu Hunderten zusammenfinden, verkehren außerordentlich würdevoll miteinander, halten streng bestimmte Zeremonien ein und begegnen sich ebenso aufmerksam wie zärtlich. Jedes Mal erhebt sich das Weibchen, wenn das Männchen den Horst anfliegt.

Das Gelege ist oft schon im März versammelt. Beide Geschlechter brüten abwechselnd, und zwar sofort nach der Ablage des ersten Eies. Alle zwei Tage kommt ein neues Ei hinzu. Dennoch bringen die Alten zumeist nur drei der sehr gefräßigen Jungen groß, die etwa sieben Wochen lang im Nest hocken und erst nach acht bis neun Wochen zu fliegen vermögen. Das Futter besteht aus kleinen Weißfischen. Außerdem werden viele Frösche, Wasserratten, Spitzmäuse und Feldmäuse verzehrt.

Schleiereule (*Tyto alba*)



Vorwiegend Jahresvogel; bewohnt in zahlreichen Unterarten, geographischen Rassen und Formen fast die ganze Welt mit Ausnahme des nördlichen Eurasiens, Mittelasien und der Polargebiete;

Länge 34 cm, spannt 90 cm

Gefieder oberseits vorwiegend zart aschgrau bis taubenblau, an den Seiten des Hinterkopfes und des Nackens zart- bis goldgelb, auf den Schwingen tief rostfarben, überall übersät mit dunklen Tropfen und hellen Perlenschnüren, unterseits licht rostgelb, fein braun und weiß gefleckt; hat einen gelblichen, herzförmigen, braun gerandeten Gesichtsschleier; die Augen sind dunkelbraun bis schwarz, der Schnabel und die Wachshaut rötlichweiß, die Füße schmutzig blaugrau; beim Weibchen sind alle Farben etwas düsterer.

Unsere schöne Schleiereule ist ein echter Kulturfolger. Sie haust und nistet als stiller Gast in Ruinen, Burgen, Schlössern, Kirchtürmen und Gehöften. Oft auch brütet sie in den Schlägen der Haustauben und kommt großartig mit ihnen aus. Wer nichts von ihrer Anwesenheit und Eigenart weiß, kann im März/April sehr über ihr schauerlich röchelndes Schnarchen, grausiges Stöhnen, ersticktes Heulen und zischendes Fauchen, in das sich kläffende, miauende und kreischende Laute mischen, erschrecken. Fasst man sich ein Herz und geht er den fürchterlichen Tönen nach, so wird man wahrscheinlich gerade zu einer Eulenhochzeit zurecht kommen. Denn mit diesem Gesang oder Konzert rufen und locken sich die Geschlechter, bekunden sie sich gegenseitig ihre Paarungsbereitschaft und vereinigen sich schließlich. In diesen Tönen üben sich Monate später aber auch die heranwachsenden Jungen.

Im April oder Mai liegen auf dem nackten Holz oder Stein der Nisthöhle 3 - 10, zumeist aber nur 4 - 6 kalkweiße, glanzlose Eier. Das Weibchen brütet 30 Tage lang. Das Männchen schleppt an Mäusen und Spitzmäusen so viele herbei, dass es im Übermaß zu fressen hat. Später sind auch die Jungen regelmäßig von einem richtigen Mäusekranz umgeben.

Die Schleiereule ist eine leidenschaftliche Jägerin. Wenn es Mäuse in Hülle und Fülle gibt, nimmt sie die günstige Gelegenheit beim Schopfe und brütet zwei- bis dreimal hintereinander. Auch im Dämmerlicht ist sie unverkennbar durch ihre hohen X-Beine und den ausgesprochen schwankenden, fledermausartigen Schaukelflug.